Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 181 (2013)

Heft: 33-34

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

33–34/2013 • 15. AUGUST • 181. JAHRGANG ISSN 1420-5041 • FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN

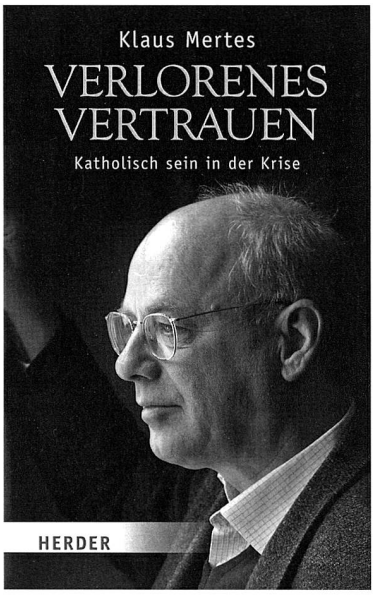
Schweizerische Kirchen-Zeitung

SKANDAL ALS CHANCE

493 VERTRAUEN
495 LESEJAHR
497 BERGE IN DER BIBEL
501 KIPA-WOCHE
513 AMTLICHER TEIL
514 BÜCHER

Als am 28. Januar 2010 in der «Berliner Morgenpost» ein Brief des Rektors des Canisius-Kollegs der Jesuiten erschien, worin er von erschütternden sexuellen Missbräuchen durch zwei Mitbrüder an unzähligen Schülern aus den 1970er- und 1980er-Jahren berichtete, ging ein Erdbeben durch die katholische Welt, und nicht nur durch sie. Dabei war der Brief (vom 20. Januar datiert) eigentlich nur an etwa 600 direkt betroffene ehemalige Schüler gerichtet, kam aber irgendwie in die Presse. Nachträglich muss man sagen: Gott sei Lob und Dank!

Drei Jahre später erzählt der damalige Rektor, P. Klaus Mertes, geboren 1954, Jesuit seit 1977, wie es zu diesem Brief kam und welches Erdbeben dieser auslöste. Er analysiert das Geschehen als eine weitere Ursache des weltweiten Vertrauensverlustes, den die römisch-katholische Kirche seit langem schleichend erlebt. Aber er bleibt nicht bei der klaren, ungeschminkten Anklage stehen, er fragt sich auch, wie man unter diesen Umständen noch weiterhin katholisch sein kann. So heisst denn der Untertitel seines Buches «Katholisch sein in der Krise».[1] Und er gibt nicht billigen Trost, sondern zeigt einleuchtende «Vertrauensressourcen» auf, für eine theologische und eine persönliche Vergewisserung. Was an diesem ersten Teil besonders berührt, ist die Schilderung dessen, was der Rektor alles erleben musste im Gefolge dieser Veröffentlichung, auch Verunglimpfung von der eigenen Seite (man wäscht ja keine schmutzige Wäsche in der Öffentlichkeit).



Machtproblematik

Nach diesem ersten Teil, worin er die Vertrauenskrise an diesem selbst erlebten Fall eingehend schildert, packt er das Grundproblem an: «das Problem mit der Macht». Gewiss, das Schlimmste an der Geschichte ist die Tatsache, dass Menschen (in diesem Falle Lehrer, die Priester sind) ihre Stellung missbrauchten, um sich Schüler zu sexueller Lustausbeutung zu unterwerfen. Aber genau so schlimm ist die Tatsache, dass die Verantwortlichen dies nicht zur Kenntnis nehmen wollten, sich nie um die Opfer kümmerten, sondern den Image-Schaden an der Fassade der Kirche mit Eifer verkleisterten, indem man die Täter häufig nur vorübergehend aus dem Verkehr zog, das heisst an eine andere Stelle versetzte. Nun, diese Tatsachen sind inzwischen genügend bekannt und müssen hier nicht wiederholt werden. Aber dass dies so geschehen konnte, hat seinen Grund sehr wohl in den Machtstrukturen der Kirche, und hier bringt Klaus Mertes die genau gleichen Vorwürfe an die Adresse der Machtin-

VERTRAUEN

haber, die andere Kenner ebenfalls dringend und deutlich formuliert haben und die hier in dieser Zeitschrift mehrfach erwähnt wurden (z. B. Hermann Häring, Franz-Xaver Kaufmann, Hans Küng usw.). Höchst peinliches Verhalten von höchsten Würdenträgern, von Bischöfen über Kardinäle bis zu den Päpsten, wird ruhig und sachlich benannt.

Ich skizziere: Die entgegen allen klugen Traditionen der Kirche übereilt vorgenommene Seligsprechung (und die nun folgende Heiligsprechung) von Johannes Paul II., der verantwortlich ist an einer Menge von ganz unseligen Bischofsernennungen – eine Kanonisierung mit unheilvollen Folgen, etwa unansehnlichen Statuen und überdimensionierten Kirchen. Oder die weltöffentlichen Trostworte des tonangebenden Kardinals Angelo Sodano an den Papst am Osterfest 2010, er möge sich vom Geschwätz der Medien (wegen der Missbrauchsfälle) nicht einschüchtern lassen. Oder der überrissene Gehorsamsbegriff in der Kirche («Gehorsam des Willens und des Verstandes») gegenüber päpstlichen Denkverboten und weiteren beliebigen Vorschriften. Oder der unsägliche Zentralismus, in dem die Kurie mehr Macht hat als die Bischöfe in ihren Diözesen, durch den bis in den kleinsten Flecken der Welt hineinregiert wird über Dinge, die man in Rom einfach nicht richtig wahrnimmt. Oder die Selbstsakralisierung der Institution, die mit einer unantastbaren Aura versehen wird, der man nur in Ehrfurcht nahen kann (inklusive die Gewänder und Titulaturen).

Die Chance nutzen

Das sind die institutionellen Sünden; dazu kommen innere Haltungen, die Mertes aufzählt: Herzlosigkeit, eine pathologische Fixierung auf Unkeuschheit, Frauenfeindlichkeit, Homophobie, Sprachlosigkeit, neue Bewegungen, die zwar viel Geld bringen, aber eigentlich Sektencharakter haben und häufig mit sexueller Ausbeutung gekoppelt sind, am besten bekannt die «Legionäre Christi».

Doch bleibt Klaus Mertes nicht an einer Aufzählung der Schattenseiten der Kirche hängen. Er holt zu tiefgründenden Erwägungen aus, um in dieser Krisensituation Rechenschaft darüber abzulegen, wie er trotzdem – und erst recht – katholischer Christ bleibt. Er will aber katholisch nicht abgrenzend konfessionell und auch nicht einschränkend römisch verstanden wissen, sondern an Christus orientiert, der als Gottessohn Mensch geworden ist, «Mensch-Werdung» – dies im Gegensatz zum Islam, wo Gottes Wort im Koran Buch geworden ist. Er möchte nicht «Reich Gottes» gegen «Kirche» ausspielen (nach dem Vorgang eines isolierten und falsch verstandenen Satzes von Alfred Loisy) und betont vielmehr, wie sehr im Reich Gottes/in der Kirche die Frauen und die Kinder und die Armen allgemein Vorrang haben.

Dankbarkeit für die Kirche

Ganz wichtig für den Wiedergewinn von Vertrauen ist eine Vergewisserung über fundamentale Einstellungen, an erster Stelle die Dankbarkeit für alles, was man in der Kirche an Positivem erfahren und erlebt hat und auch heute noch finden kann. «Dankbarkeit ist nicht irgendeine Tugend, sondern die grundlegende Tugend des geistlichen Lebens», sagt er mit Hinweis auf Ignatius von Loyola. «Katholisch sein in der Vertrauenskrise beginnt mit der Übung der Dankbarkeit. Ich begebe mich also an Orte, an denen ich den Schätzen der Kirche begegne: insbesondere Menschen, die nach Gott fragen und suchen» (S. 186).

Wichtig ist darum die Anerkennung der Sehnsucht, die einen selbst heimsucht oder die man bei andern findet und die man schätzen und fördern soll: Sehnsucht nach dem «Ganz Andern», nach Gott, nach dem Guten und Schönen. Glauben verlangt aber auch Willen zum Glauben. Man denke an den Spruch eines koptischen Diakons: Geduld mit Gott heisst Glauben, Geduld mit dem andern heisst Liebe, Geduld mit sich selbst heisst Hoffnung. Entscheidend aber ist die Einwurzelung in der Eucharistie. Dabei berührt Mertes auch einen wunden Punkt: Wenn die Diskrepanz zwischen der Feier, die immer gültig ist, zur Würde des Zelebranten (und der Institution, die er darstellt) allzu gross wird, kann es geschehen, dass ein durchaus Gläubiger nicht mehr mitfeiern mag – er hat solches schmerzlich miterlebt. Darum plädiert er für eine «Eucharistie auf der Strasse», das Teilen des Brotes, die Begegnung mit dem Nächsten. Diese schlichte Form der konkreten Mitmenschlichkeit findet man oft an ganz unerwarteten Orten.

«Eucharistie der Strassen»

Wer mit der rituellen Eucharistie heute seine Mühe hat, leidet nicht unbedingt an Glaubensverlust. Der Weg über die «Eucharistie der Strasse» könnte dann wieder einen neuen Zugang zur Liturgie der Eucharistie bahnen (S. 196).

Es geht Mertes sehr darum, dass man das Evangelium und den lebendigen Jesus Christus ernst nimmt. Von «Regelsystemen» hält er wenig. Allzu häufig werden heute noch von Kirchenverantwortlichen Leute mit abweichenden Ideen, Einstellungen, Lebensformen verdächtigt, ausgegrenzt, entlassen. Mit Papst Franziskus hofft Klaus Mertes darauf, dass die Kirche merkt, «unter welchen Vorzeichen sich auch eine Erneuerung des Vertrauens in der Kirche tatsächlich vollziehen könnte» (S. 204). *Iso Baumer*

Dr. Iso Baumer, geboren 1929 in St. Gallen, studierte Sprach- und Literaturwissenschaft und war als Gymnasiallehrer in Bern und Lehrbeauftragter für Ostkirchenkunde an der Universität Freiburg (Schweiz) tätig. Er befasste sich früh mit Theologie und verfasste viele Publikationen zur westlichen und östlichen Kirchengeschichte (religiöse Volkskunde, Ostkirchenkunde).

[1] Klaus Mertes: Verlorenes Vertrauen. Katholisch sein in der Krise. (Herder Verlag) Freiburg-Basel-Wien 2013, 224 Seiten.

WAS IST IM SIEBTEN HIMMEL?

22. Sonntag im Jahreskreis: Hebr 12,18–19,22–24a (Sir 3,17–18.20.28–29; Lk 14,1.7–14)

Die Sehnsucht nach Glück ist eine Grundkonstante des menschlichen Daseins. Erlebte Glücksmomente werden umgangssprachlich gerne als «himmlisch» bezeichnet. Das Faustische im Menschen lädt diese Augenblicke zum Verweilen ein. Wie aber dauerhaftes himmlisches Glück aussehen soll, ist nur schwer zu greifen und zu definieren. Statt der Antwort, was Glück ist, wird oft nur die Abwesenheit von Unglück – keine Krankheit, kein Leid, kein Krieg, kein Hunger, keine Not usw. – beschrieben. Aber was soll im siebten Himmel sein, in den wir uns so oft wünschen?

Was in den Schriften steht

Auch die Verfasserin des Hebräerbriefs greift bei der Beschreibung von dem, was sein soll, nochmals zu diesem Stilmittel der Schwarzweissmalerei, wo auf der dunklen Folie der Vergangenheit die helle Zukunft erstrahlen soll. Die den ganzen Brief durchziehende Unterscheidung zwischen dem Alten und dem Neuen Bund wird hier noch einmal verschärft durch die Gegenüberstellung der beiden Berge Sinai (Hebr 12,18–21) und Zion (Hebr 12,22). Der Sinai ist der irdische, greifbare Berg; der Zion steht für die Stadt Gottes, das himmlische Jerusalem.

Bei der Schilderung des Sinais greift die Verfasserin auf die entscheidende Stelle zurück, die grosse Theophanie zur Übergabe der Gesetzestafeln an Mose (Ex 19). Positiv lässt sich aus der Anspielung auf diese Stelle herauslesen, dass es nun um den entscheidenden Moment geht. Was jetzt erzählt wird über die Gegenwart und nahe Zukunft, ist so entscheidend und einschneidend wie die Übergabe der Bundestafeln am Sinai. Auch ist klar, dass es nun um die Beziehung von Gott zu den Menschen geht: «Ihr sollt mir als ein Reich von Priestern und als ein heiliges Volk gehören» (Ex 19,6).

Dann muss aber der Sinai als die negative Folie dienen: Er ist der irdische Berg, «den man anrühren konnte» (Hebr 12,18), es ist ein Berg des Schreckens, des Feuers, der Dunkelheit und des Sturms (Hebr 12,18). Dort am Sinai fand ein Geschehen mit Schall und Posaunen statt, «bei denen die Hörer flehten, diese Stimme soll nicht weiter mit ihnen reden» (Hebr 12,19). So deutet die Verfasserin die Stelle aus Exodus: «Gott soll nicht mit uns reden, sonst sterben wir» (Ex 20,19). Der Sinai ist der Ort, dem man sich nicht nähern darf, sonst begibt man sich in Gefahr, getötet zu werden. «Keine Hand soll den Berg berühren. Wer es aber tut, soll gesteinigt oder mit Pfeilen erschossen werden; ob Tier oder Mensch, niemand darf am Leben bleiben» (Ex 19,13). So referiert die Verfasserin des Hebräerbriefes das Geschehen am Sinai weiter: «Denn sie konnten die Anordnung nicht ertragen: Selbst wenn nur ein Tier den Berg berührt, soll es gesteinigt werden. Ja, die Erscheinung war so furchtbar, dass sogar Mose sagte: Ich habe Angst und zittere!» (Hebr 12,20–21 – in der Lesung ausgelassen). Mit der Mose zugeschriebenen Angst wird eigenwillig die tatsächliche Sinai-Erzählung uminterpretiert und verändert, denn die Angst des Mose in Dtn 9,19 bezieht sich nicht auf die Erscheinung, sondern sie bezieht sich auf den Zorn Gottes wegen der Verfehlungen des Volks. Die Verfasserin deutet es durch ihre Zusammenstellung von zwei nicht zusammenhängenden Zitaten aber anders, um den Sinai als Berg des Todesschreckens darzustellen.

Dagegen nun der Berg Zion, als ein himmlischer Berg. Seit Deuterojesaja ist Zion, obwohl es diesen Berg als Hügel in Jerusalem ja tatsächlich gibt, ein theologischer Begriff. «Am Ende der Tage wird es geschehen: Der Berg mit dem Haus des Herrn steht fest gegründet als höchster der Berge; er überragt alle Hügel. Zu ihm strömen alle Völker. Viele Nationen machen sich auf den Weg. Sie sagen: Kommt, wir ziehen hinauf zum Berg des Herrn und zum Haus des Gottes Jakobs. (…) Denn von Zion kommt die Weisung des Herrn, aus Jerusalem sein Wort. Er spricht Recht im Streit der Völker, er weist viele Nationen zurecht. Dann schmieden sie Pflugscharen aus ihren Schwertern und Winzermesser aus ihren Lanzen. Man zieht nicht mehr das Schwert, Volk gegen Volk, und übt nicht mehr für den Krieg» (Jes 2,2–4).

Das ist jetzt erfüllt: «Ihr seid hingetreten zum Zion» (Hebr 12,22), wird bereits als eine vollendete Handlung geschildert. Der Zion ist «die Stadt des lebendigen Gottes, das himmlische Jerusalem» (Hebr 12,22). Mit dem Stichwort «Stadt» schliesst die Verfasserin den Bogen ab, den sie in Hebr 11,16 begann: «Gott hatte für sie [Abraham, Isaak, Jakob] eine Stadt vorbereitet» (vgl. hierzu die Auslegung zum 19. Sonntag im Jahreskreis in: SKZ 181 [2013], Nr. 29–30, 447).

Das himmlische Jerusalem ist im Neuen Testament ein wichtiger Begriff in der (ungefähr zeitgleich mit dem Hebräerbrief entstandenen) Offenbarung des Johannes. Dort wird es ausführlich geschildert (Offb 21).

Eingeführt wird der Begriff im älteren Galaterbrief. «In Gal 4,21–31 steht das Motiv im Kontext einer allegorischen Auslegung, die das Verhältnis zwischen dem gesetzesfrommen Judentum und den Christusgläubigen beschreiben möchte. Hagar, die Mutter von Abrahams erstgeborenem Sohn Ismael, wird auf den Bundesschluss am Sinai bezogen, ‹der zur Knechtschaft gebiert›; sie ist ein ‹Gleichnis für das jetzige Jerusalem, das mit seinen Kindern in der Knechtschaft lebt›. Damit ist Hagar Symbol für das gegenwärtige Jerusalem. Dieser Stadt wird ‹das Jerusalem, das droben ist›, gegenübergestellt. Dieses himmlische Jerusalem wird als die ‹Freie› und ‹unsere Mutter› bezeichnet, d.h. die Mutter derer, die Kinder der Verheissung sind.»[1] In der jüdischen Literatur dieser Zeit wird mit dem Gedanken eines himmlischen Jerusalems versucht, den Schock der Zerstörung des Jahres 70 zu überwinden und theologisch einzuholen. Dass Gottes Thron, dort wo er gegenwärtig ist, und der konkrete Tempel nicht gleichzusetzen sind, ist ein nachexilischer Gedanke, den schon das Tempelweihegebet Salomons aufgreift: «Aber sollte Gott wirklich auf Erden wohnen? Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel können dich nicht fassen – wie sollte es dann dies Haus tun, das ich gebaut habe?» (1 Kön 8,27).

Im babylonischen Talmud, Traktat Chagiga, stellt Resh Lachisch ein System von sieben Himmeln auf, die er genau beschreibt. Im vierten Himmel befinden sich das himmlische Jerusalem und der Tempel, im fünften die Engel, und im siebten dann ist Gerechtigkeit und Gnade, Leben, Friede und Segen, und der Thron des lebendigen Gottes.

Mit der Verfasserin des Hebräerbriefs im Gespräch

So sieht der siebte Himmel aus, zu dem Israel und die Christinnen und Christen durch den ganzen Hebräerbrief hindurch unterwegs waren. Es sind die Attribute des Reiches Gottes, das Reich der Wahrheit und des Lebens, das Reich der Heiligkeit und der Gnade, das Reich der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens (so die Christkönigspräfation in Anspielung an 1 Kor 15,24–28). Das war die Idee und Botschaft des «Mittlers eines neuen Bundes» (Hebr 12,24) – heute noch immer aktuell.

Winfried Bader

[1] Beate Eco: Himmlisches Jerusalem (2007), in: WiBiLex www.wibilex.de. Dort auch weitere Informationen zu diesem Begriff.

Dr. Winfried Bader ist Alttestamentler, war Lektor bei der Deutschen Bibelgesellschaft und Programmleiter beim Verlag Katholisches Bibelwerk in Stuttgart und arbeitet nun als Pastoralassistent in Sursee.

ZWISCHEN DEM KAISER UND ONESIMUS GIBT ES KEINEN UNTERSCHIED![1]

23. Sonntag im Jahreskreis: Phlm 9b–10.12–14 (Weish 9,13-19; Lk 14,25–33)

Bei keinem anderen Lesungstext ist es so einfach, ihn im Kontext des gesamten biblischen Buches vorzulesen. Der Brief an Philemon umfasst insgesamt nur 25 Verse. Lesen Sie ihn doch komplett, und nehmen Sie ihn als Leittext des Gottesdienstes.[2] Daraus lassen sich weitreichende Leitlinien für Kirche und Gesellschaft entwickeln.

Der Brief im jüdischen und griechisch-römischen Kontext seiner Zeit

Der Philemonbrief wendet sich an eine einzelne Person, eben Philemon. Er ist insofern etwas Privates. Gleichzeitig wird keine Privatangelegenheit verhandelt, sondern etwas, das eine Gemeinde betrifft. So adressiert Paulus den Brief nicht nur an Philemon, sondern auch an Aphia und Archippus und an die Gemeinde im Haus des Philemon. Neben Paulus wird auch Timotheus als Absender genannt, und am Ende des Briefes werden Grüsse an Epaphras, Markus, Aristarch, Demas und Lukas bestellt. Paulus sorgt also für Öffentlichkeit. Die privaten Beziehungen dienen der Gemeinde als Spiegel und Modell. Das steht in guter biblischer Tradition. Die Erzählungen von Einzelpersonen, Paarbeziehungen, Familienbeziehungen sind immer Erzählungen für eine grössere Gemeinschaft, Volksgeschichten. Insofern ist die Aufnahme dieses Privatbriefes in den Kanon der Kirche gerechtfertigt. Nach der Nennung von Absender und Adressaten schliesst Paulus den für ihn typischen Gruss an, der sich an jüdische Konventionen anlehnt: «Gnade sei euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus.» Dahinter steht das hebräische «Schalom alechem».

Die Verse 4–7 sind ein Gebet, das stilistisch ganz im Gebetsstil der Psalmen gehalten ist. Der Brief ist wie gesehen an die Gemeinde im Haus des Philemon gerichtet. Das Privathaus als Lebensort der Grossfamilie war in der Antike lange vor dem Christentum auch erster und wichtigster Ort des Religiösen. «Hier sind Altar, hier sind Herd und Familiengötter, sind Heiligtum, Gottesdienst und jeglicher Kult vereint», schreibt Cicero. Eine Ausstellung im Historischen Museum der Stadt Baden (AG)[3] mit ihrer römischen Vergangenheit hat die Bedeutung der häuslichen Frömmigkeit vor kurzem eindrucksvoll bestätigt. Aber auch im Judentum besassen Haus und Familie von jeher eine wichtige religiöse Aufgabe. Sie sind Ort der religiösen Erziehung; hier werden Tagesablauf und Mahlzeiten von Gebeten begleitet; hier werden die grossen Jahresfeste gefeiert. Die Gemeinde im Haus des Philemon dürfte sich von anderen «jüdischen Haussynagogen und von griechisch-römischen Hauskulten kaum unterschieden haben. Man kam in Privathäusern zusammen, feierte kultische Handlungen und ass zusammen, besprach den Alltag und versicherte sich der gemeinsamen Solidarität».[4]

In den zentralen Passagen des Philemonbriefes – dem Auszug der Leseordnung – setzt sich Paulus für Onesimus ein. Onesimus, übersetzt heisst dieser sprechende Name «der Nützliche», ist ein Sklave des Philemon, der zu Paulus nach Ephesus geflohen ist. Da die Sklaverei die Grundlage der römischen Gesellschaftsordnung und Wirtschaft darstellt, verfolgte und bestrafte die Sklavenhaltergesellschaft flüchtige Sklavinnen und Sklaven aufs Schärfste. Trotzdem gibt es auch Beispiele dafür, dass sich römische Eliten für Sklaven einsetzten. So kennen wir z. B. einen Brief des Redners und Schriftstellers Plinius des Jüngern (gest. um 115 n. u. Z.), der sich 50 Jahre nach Paulus für einen Sklaven einsetzt und deswegen an dessen Herrn schreibt. Einige Sätze aus diesem Brief sollen hier zitiert werden, weil sie im Vergleich zum Philemonbrief dessen Besonderheit deutlich machen. Plinius berichtet von dem Sklaven: «Lange weinte er, bettelte lange, schwieg auch lange, kurz, ich gewann den Eindruck, dass er bereut. Er hat sich wirklich gebessert, weil er fühlt, dass er sich vergangen hat. Du bist wütend, ich weiss, und mit Recht, auch das weiss ich; aber gerade dann verdient Nachsicht besonderes Lob, wenn man wohlbegründeten Anlass zum Zorn hat.»[5] Die Argumentation des Plinius ist also die: Der Sklave bereut, er hat sich gebessert, also soll der Herr nachsichtig sein und Gnade vor Recht ergehen lassen. Am absoluten Verfügungsrecht des Herrn über seinen Besitz, den Sklaven, wird nicht gerüttelt. Der Herr soll nur für einmal darauf verzichten. Herr und Knecht bleiben sauber getrennt, das System der Ungleichheit wird nicht angetastet. Ganz anders Paulus: Alle in den jesuanischen Gemeinden sind Teil eines Volkes, des Volkes Gottes. Sie sind Heilige und Brüder – die Schwestern sind leider nur mitgemeint, wir bleiben Paulus nur treu, wenn wir sie ergänzen. Onesimus ist zum Bruder des Paulus geworden, also ist er auch der Bruder des Philemon, seines Herrn. Er ist «nicht mehr Sklave, sondern weit mehr als ein Sklave: ein geliebter Bruder» (Vers 16). Die Liebe, die alle in den Gemeinden untereinander verbindet, verbindet auch Onesimus und Philemon. Insofern macht Paulus hier am konkreten Beispiel deutlich, was er im Brief an die Gemeinden in Galatien programmatisch formuliert: «Es gibt nicht mehr Sklaven und Freie» (Gal 3,28). Das System der Sklaverei ist für eine Gemeinde in der Tradition der Tora, in der Nachfolge des Messias Jesus und in der Beziehung zum Gott des Exodus aufgehoben, ja grundsätzlich irrelevant. Bei aller Klarheit, mit der Paulus davon spricht, so tritt er doch dem Philemon nicht von oben herab gegenüber, sondern bittet ihn, denn «ohne deinen Willen wollte ich nichts tun, damit dein Gutes nicht wie gezwungen, sondern freiwillig sei» (Vers 14).

Heute mit dem Philemonbrief im Gespräch

Zwischen den Menschen der Antike und uns heutigen liegen Welten. So vieles hat sich verändert. Allerdings nicht, was die Sklaverei angeht. Sklaverei ist ein Phänomen unserer Gegenwart. Millionen Menschen sind davon betroffen. Sie sind uns bekannt, die Opfer der Kinderarbeit, die Billigstarbeiterinnen in der Textil- und Computerproduktion, die Haushaltssklavinnen und Arbeitssklaven und die zur Prostitution gezwungenen Frauen. Die schweizerischen Hilfswerke «Brot für alle» und «Fastenopfer» haben sich in einer gemeinsamen Aktion 2007 für ihre Rechte eingesetzt und mit entsprechenden Spielzeugpuppen Aufsehen erregt. Das muss fortgesetzt werden. Aber auch in unseren eigenen Gemeinden sind wir herausgefordert von dem Grundsatz, den Onesimus in einem Sprechstück im Praxisteil von Bibel heute 177 formuliert: «Zwischen dem Kaiser von Rom und dem Sklaven Onesimus gibt es keinen Unterschied!» Eine gute Leitlinie für anstehende kirchliche und gesellschaftliche Entscheidungen. *Peter Zürn*

[1] Diesem Artikel liegt das Heft 177 (2009), Nr. 1, von «Bibel heute» mit dem Titel «Der Philemonbrief» zugrunde. Es ist bei der Bibelpastoralen Arbeitsstelle (BPA) erhältlich: Telefon 044 205 99 60, E-Mail info@bibelwerk.ch, www.bibelwerk.ch/shop

[2] Dem Heft liegt der gesamte Brief als Handschrift auf einer Seite im Stil eines Papyrus bei. Der Brief kann bei der BPA nachbestellt werden.

[3] Merkur & Co. – Kult und Religion im römischen Haus. Sonderausstellung vom 1. Februar bis 31. Mai 2013.

[4] Claudio Ettl: «... und die Gemeinde in deinem Haus», in: Bibel heute 177 (2009), Nr. 1, 8 f.

[5] Zitiert nach Dieter Bauer: «... was bei uns in Hinsicht auf Christus als gut gilt.» Das unterscheidend Christliche bei Paulus in: Bibel heute 177 (2009), 22–25, hier 22.

Peter Zürn, Theologe und Familienmann, ist Fachmitarbeiter der Bibelpastoralen Arbeitsstelle des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks in Zürich.

SKZ 33–34/2013

ZAFON, SINAI UND ZION – BERGE ALS ORTE GÖTTLICHER PRÄSENZ

BERGE IM AT

Der aus dem Erzbistum Freiburg i. Br. stammende Priester Dr. theol. habil. Martin Mark ist Ordentlicher Professor für die Exegese des Alten Testaments an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern. Der vorliegende Artikel gibt die Antrittsvorlesung von Prof. Dr. Martin Mark an der Theologische Fakultät der Universität Luzern vom Mittwoch, 1. Mai 2013, wieder.

1. Elija und die Propheten des Bá'al auf dem Karmel (1 Kön 18)

Unter den vielen dramatischen Erzählungen des Alten Testaments spielt sich eine auf dem Berg Karmel ab. Dieser Gebirgszug erstreckt sich südlich der Bucht von Akko und steigt steil vom Mittelmeer zu einer Höhe von ca. 546 Metern empor.[1] An dem in die Küstenebene vorragenden Kap zieht sich heute die moderne Hafenstadt Haifa hinauf. Hier kommt es zum Schlagabtausch zwischen dem Propheten Elija und den Propheten des Bá'al. Der Stier, den die Propheten des Bá'al opfern, wird von ihrer Gottheit nicht angenommen.

Anders bei Elija. Er «heilt» einen «zerstörten JHWH-Altar» (1 Kön 18,30). Dazu verwendet er zwölf unbehauene Steine nach der Zahl der zwölf Stämme Israels. Dann bereitet er den Stier vor, begiesst ihn zusätzlich noch mit Wasser und ruft JHWH an. Im nächsten Augenblick verzehrt ein Feuer den Stier, das Brennholz, die Steine, die Erde und das Wasser. Ergriffen bekennt sich das Volk zu JHWH (18,31–39). Klares Ergebnis: Der Gott Israels ist wirkmächtig, der Gott Bá'al völlig ohnmächtig. Historisch gehört Elija in die Zeit zwischen 870 und 850 v. Chr. Die zugespitzte Erzählung propagiert das theologisch spätere Programm eines intoleranten Monotheismus (Exilszeit).[2] Der Karmel wird damit zu einem besonderen Berg, an dem sich der Gott Israels offenbart. «Berge spielen in zahlreichen Religionen der Erde eine mythische Rolle. Insbesondere dort, wo ein Massiv aus seiner Umgebung steil aufragt und über grössere Entfernungen sichtbar wird, legt sich urtümlichen Kulturen nahe, dem Berg eine numinose Bedeutung beizulegen».[3]

2. Der den Einwohnern Ugarits beistehende Gebirgsgott Bá'al

Die Gottheit Bá'al kommt im Alten Testament ca. 76-mal vor. Aus Sicht der alttestamentlichen Erzählungen ist dieser Gott zwar ein ohnmächtiger, aber doch bedrohlicher Gott, weil das Volk Israel immer wieder in Gefahr stand, zu ihm abzufallen. Über Jahrtausende kannte man Bá'al nur aus der Sicht der alttestamentlichen Texte.

Als im März 1928 ein Bauer beim Pflügen an der nordsyrischen Mittelmeerküste auf eine unterirdische Grabkammer gestossen war, wurden nach und nach französische Archäologen auf dieses Areal aufmerksam. Sie gruben die Ruinen einer internationalen Hafenstadt aus, die um 1200 v. Chr. zerstört worden war und den Namen Ugarit trug. Man machte zahlreiche Funde: Keramikarbeiten, Gegenstände des Alltags und des Kultes, kunstvoll gestaltete bronzene Figuren und Statuen von Gottheiten. Für die Forschung besonders bedeutsam sind «rund 161 religiöse[n] Texte (Mythen, Epen, Opfer- und Götterlisten)»[4] in einer bis dahin noch unbekannten Schrift mit 30 Keilen als Buchstaben.

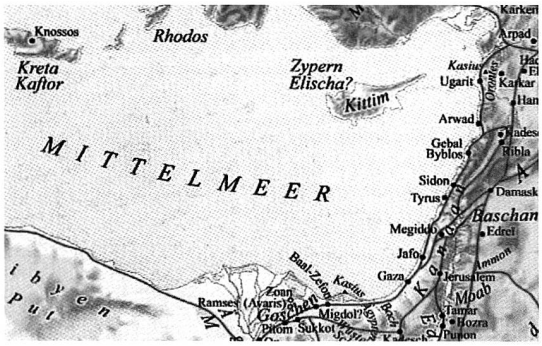


Abbildung 1: Ugarit an der nordsyrischen Mittelmeerküste. Karte aus: Stuttgarter Altes Testament. Einheitsübersetzung mit Kommentar und Lexikon / Hrsg. von Erich Zenger. Stuttgart ³2005, Einband hinten.

Nachdem das ugaritische Alphabet schon zwei Jahre nach seiner Entdeckung[5] entziffert werden konnte, wurde deutlich, dass sich unter den religiösen Texten Erzählungen fanden, welche von der Gottheit Bá'al handelten. Diese symbolisch zu lesenden Texte galten den Bewohnern von Ugarit als heilig. Bá'al kam innerhalb der Versammlung der Göttinnen und Götter die herausragende Position zu. Er ist ein jugendlicher und kraftvoller Gott. Nach dem Kampf mit dem konkurrierenden Meeresgott Jam kann er die Position des Königs der Göttinnen und Götter erringen.

Von einem göttlichen Schmied aus Kreta lässt sich Bá'al einen himmlischen Palast auf einem Gebirgsmassiv errichten, das 30 Kilometer nördlich von Ugarit liegt und vom Meer auf 1770 Meter Höhe aufsteigt. Dieser Berg hiess Zafon und wurde nicht nur von den Einwohnern Ugarits, sondern auch von den Nachbarvölkern als heiliger Berg verehrt, z. B. von den Hetitern in der heutigen Türkei oder von den Hurritern am Vansee nahe dem riesigen Ararat-massiv.[6] Dem evangelischen Alttestamentler Otto Eissfeldt aus Halle war es 1932 gelungen, den in der Antike als «Mons Casius» (übersetzt «Berg des Zeus») weithin bekannten Berg mit dem Zafon zu identifizieren. Heute trägt dieser Gebirgsstock den arabischen Namen Dschebel al-Aqra' / «der kahle Berg».[7] Der römische Gelehrte C. Julius Solinus, der etwa Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. lebte, rühmt den Mons Casius als einen Berg, von dessen Gipfel aus man früh morgens während der vierten Nachwache

[1] Vgl. Reinhold Bohlen: Art. Karmel, in: Neues Bibel-Lexikon. Hrsg. von Manfred Görg und Bernhard Lang (3 Bde.). Zürich 1991–2000 [= NBL] II, 451–453, hier 451.

[2] Vgl. Manfred Görg: Art. Elija, in: NBL I, 516–520, hier 519.

[3] Klaus Koch: Chazzi-Zafôn-Kasion. Die Geschichte eines Berges und seiner Gottheiten, in: Bernd Janowski / Klaus Koch / Gernot Wilhelm (Hrsg.): Religionsgeschichtliche Beziehungen zwischen Kleinasien, Nordsyrien und dem Alten Testament / Internationales Symposion Hamburg 17.–21. März 1990. Freiburg-Göttingen 1993, 171–223, hier 171.

[4] Dirk Kinet: Art. Ugarit, in: NBL III, 949–953, hier 950. Vgl. Oswald Loretz: Ugarit und die Bibel. Kanaanäische Götter und Religion im Alten Testament. Darmstadt 1990, 2–5.

[5] Die Entzifferung gelang vor allem durch Hans Bauer, aber auch Edouard Dhorme und Charles Virolleaud. Vgl. Josef Tropper: Ugaritische Grammatik. Münster 2000, 15.

[6] Vgl. Koch (wie Anm. 3), 199–211.

SKZ 33–34/2013

BERGE IM AT

im Osten den aufgehenden Sonnenball bestaunen könne, während man nach Westen zugleich noch gänzlich in das Dunkel der Nacht hineinblicke.[8]

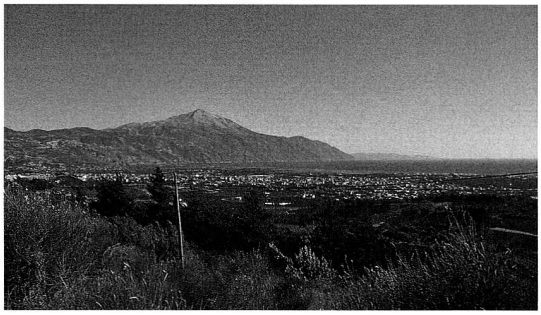


Abbildung 2: Der heilige Berg Zafon 30 km nördlich von Ugarit. Aus: Art. Mount Aqraa. In: Wikipedia. URL: http://en.wikipedia.org/wiki/Main_Page. Zugriff am 28.4.2013

Die berühmteste Götterstatue, die gefunden wurde, zeigt Bá'al. Einst stand sie in seinem Tempel in der Stadt Ugarit. Heute kann sie in Paris im Louvre betrachtet werden. Man bezeichnet sie als «Baal au foudre» = «Baal im Blitzschlag». Die 1,42 m hohe Kalksteinstele stellt Bá'al dar, wie er über das aufgewühlte Meer und eine Bergkette schreitet. Von seinem auf dem Zafon in phantastische Wolkentürme gehüllten Palast aus sorgt Bá'al dafür, dass sich nach der langen Zeit der Sommerdürre im Herbst wieder Wolken bilden, es zu Gewittern kommt und schliesslich Regen fällt.

Daher seine Waffen, mit denen er ausgestattet ist: In seiner Rechten erhebt er eine Donnerkeule. In seiner Linken hält er – nach dem ikonografischen Vergleich des Luzerner Alttestamentlers Urs Winter – eine Zedernlanze,[9] welche zum Ausdruck bringt, dass Bá'al mit seinem Regen das Leben und die Fruchtbarkeit der Pflanzen, Tiere und Menschen ermöglicht. Im Hintergrund verschränkt eine betende Person in syrischer Gewandung ehrfurchtsvoll ihre Hände auf der Brust. Bá'al ist ein den Menschen des 2. Jahrtausends v. Chr. in Syrien und Kanaan naher Gott. Er sorgt sich um das Leben und Überleben der Menschen. Symbol seiner unbändigen Kraft ist der Stier.[10]

Abbildung 3: Skizze zur Bá'al-Stele aus Kalkstein; 14. Jh. v. Chr.; 1,42 m Höhe; Fundort: Ugarit, Westseite des Bá'altempels; Louvre. Aus: Keel (wie Anm. 10), 193, Abb. 291.

Den Mythos über Bá'al hat der Priester Ilimalku zur Zeit des Königs Niqmaddu II. (um 1350 v. Chr.) niedergeschrieben, wie dem Kolophon (eine Art «Unterschrift») am Ende des Bá'al-Anat-Zyklus entnommen werden kann.[11]

3. Der dem Volk Israel beistehende Gebirgsgott JHWH (Buch Exodus)

Nach der biblischen Erzählung im Buch Exodus findet das Volk Israel zu seinem Gott JHWH über Mose. Nachdem Josef, der Lieblingssohn Jakobs, gestorben war, musste das Volk Israel unter einem neuen Pharao im Ostnildelta in Ägypten harte Sklavenarbeit leisten (Gen 50; Ex 1). Mose, ein hebräischer Säugling, wurde auf wunderbare Weise im Papyruskörbchen errettet und von der Pharaonentochter adoptiert, musste dann aber in eine Landschaft namens Midian fliehen (Ex 2). Mose kommt zum Gottesberg Horeb (3,1), wo Gott im brennenden Dornbusch seinen Namen JHWH offenbart bzw. theologisch deutet: «Ich werde sein, der ich sein werde» (3,14).

Mose kehrt nach Ägypten zurück und führt sein Volk unter spektakulären Umständen durch das Schilfmeer. Israel gelangt nach 45 Tagen Wüstenwanderung an den Berg Sinai und bereitet sich auf die Begegnung mit Gott vor. Am dritten Tag erscheint er unter den Zeichen von Rauch, Feuer und Beben (19,1–15). Einen Tag danach schliesst Gott mit Israel seinen Bund. Wenige Tage später steigt Mose auf den Berg Sinai auf und verweilt dort 40 Tage und Nächte.[12]

Gott unterrichtet Mose auf dem Berg Sinai in einer Rede über sieben Kapitel (Ex 25–31) hinweg darüber, dass er ein Zeltheiligtum anfertigen solle, eine Art mobiler Tempel, den man auf der weiteren Wüstenwandung praktischerweise auf- und abbauen kann: ein äusserer Hof, der den heiligen Bezirk abgrenzt; auf der Ostseite ein Brandopferaltar für die Tiere, auf der Westseite das Zeltheiligtum. Das Zeltheiligtum selbst besteht aus drei Räumen: der Vorhalle im Osten, dem Hauptraum und im innersten Bereich dem Allerheiligsten. Dort soll Mose die Bundeslade hineinstellen.

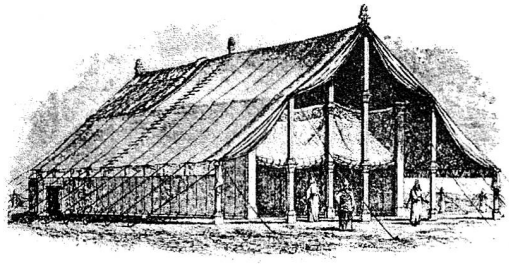


Abbildung 4: Rekonstruktion des «Zeltheiligtums». Aus: Joseph H. Hertz: Pentateuch und Haftaroth. Hebräischer Text und deutsche Übersetzung. Bd. 2: Exodus. Berlin 1937, 320.

Bei der Bundeslade handelt es sich um einen tragbaren Kasten aus Akazienholz. Oben auf

[7] Vgl. Otto Eissfeldt: Baal Zaphon, Zeus Kasios und der Durchzug der Israeliten durchs Meer. Halle 1932, III u. 5.
[8] Vgl. ebd., 30f.
[9] Vgl. Urs Winter: Frau und Göttin. Exegetische und ikonographische Studien zum weiblichen Gottesbild im Alten Israel und in dessen Umwelt. Freiburg-Göttingen 1983, 225, Anm. 114 (mit Abb. 202).
[10] Vgl. Koch (wie Anm. 3), 191. Loretz (wie Anm. 4), 159. Othmar Keel: Die Welt der altorientalischen Bildsymbolik und das Alte Testament. Am Beispiel der Psalmen. Göttingen [5]1996, 192–195.
[11] Vgl. Manfried Dietrich / Oswald Loretz: Der Baal-Zyklus, in: Texte aus der Umwelt des Alten Testaments [= TUAT] III/6, 1091–1198, hier 1091, nennen als Regierungsdaten des Königs Niqmaddu II. 1380–1346 v. Chr.
[12] Zur Chronologie der erzählten Ereignisse vgl. Martin Mark: «Mein Angesicht geht» (Ex 33,14). Gottes Zusage personaler Führung. Freiburg i. Br. 2011, 91–121.

SKZ 33–34/2013

seiner Deckplatte sitzen zwei geflügelte Keruben, also ägyptische Mischwesen mit Menschenkopf, Löwenkörper und Flügeln, sog. Sphingen. An der Lade wird sich Gott von Mose treffen lassen (25,22; 29,42 f.; 30,6.36).

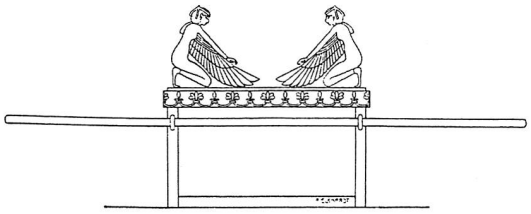


Abbildung 5: Rekonstruktion der Bundeslade nach Ex 25,10–22. Aus: Wolfgang Zwickel: Der Salomonische Tempel. Mainz 1999, 108, Abb. 53.

Wenn das Volk Israel unten am Fusse des Berges nicht zu einem goldenen Jungstier abgefallen wäre, hätte Mose gleich nach seinem Abstieg das Zeltheiligtum ausgeführt. So aber musste er ein zweites Mal 40 Tage und Nächte auf dem Sinai verbringen. Anschliessend steigt er hinab und führt das Zeltheiligtum aus. Jetzt kommt JHWH herab auf das Zeltheiligtum und erfüllt es mit einer Wolke. Von jetzt an wohnt er inmitten Israels und begleitet sein Volk im Zeltheiligtum auf dem weiteren Weg über 39 Jahre in das Gelobte Land (Ex 32–34).

Diese phantastische Theologie des Buches Exodus stammt in ihrer Endfassung aus einer relativ späten Zeit. Sie wurde etwa im 6. Jahrhundert v. Chr. während des Babylonischen Exils in dieser Form ausformuliert. Bis zum heutigen Tag bestimmt sie zentrale Inhalte des jüdischen, des christlichen und des islamischen Glaubens.

Man geht davon aus, dass sich im Buch Exodus alte Traditionen über den Auszug der Mose-Gruppe finden. In den vier poetisch-hymnische Stellen Dtn 33,2; Ri 5,4–5; Hab 3,3–4; Ps 68,8–9 lassen sich vermutlich alte lokale Traditionskerne greifen, die darauf hindeuten, dass sich das Gebiet des Sinaigebirges und die Landschaft Midian wahrscheinlich auf der östlichen Seite des Roten Meeres befunden haben, also in Nordwestarabien.[13]

Fazit: Der syrische Gebirgsgott Bá'al und der midianitische Gebirgsgott JHWH weisen erstaunliche Ähnlichkeiten auf. Beide erscheinen auf einem hohen Gebirgsmassiv: dem Zafon bzw. dem Sinai. Beide erscheinen unter ähnlichen Phänomenen: Wolken, Blitz, Donner und Regen bzw. Rauch, Feuer, Beben und Wolken. Beide sind ihrer Gruppe nahe: den Einwohnern von Ugarit bzw. dem Volk Israel. Beide haben einen Palast bzw. ein Heiligtum.

4. Die Eroberung Jerusalems durch David (2 Sam 5)

Nach Moses Tod führt Josua das Volk Israel in das Gelobte Land, erobert es Zug um Zug und verteilt es an die zwölf Stämme (Buch Josua). Den Stämmen Israels werden die Philister an der Mittelmeerküste zu einer immer grösseren Gefahr. Zunächst wird Saul von Samuel zum ersten Heeresführer eines kleinen, mittelpalästinischen Stämmeverbundes berufen, um sich den Philistern entgegenzustellen. Nach einigen bemerkenswerten Siegen über die Philister endet er tragisch (1 Sam 9–15; 31).[14]

Auf Saul folgt David, der Sohn Isais aus Bethlehem im Stamm Juda, ca. 5 Kilometer südlich von Jerusalem. David war ein überaus gefährlicher Guerillataktiker, der zunächst im Süden in der Stadt Hebron im Alter von dreissig Jahren zum König gesalbt wurde (2 Sam 5,1–4). Zur Zeit Davids befand sich die als uneinnehmbar geltende Stadt Jerusalem in der Hand einer alten kanaanäischen Gruppe, der Jebusiter. Offensichtlich gelingt es David um das Jahr 1000 v. Chr., diese Stadtfestung handstreichartig zu erobern.

Die alte Stadt der Jebusiter lag auf dem Südost-Hügel, «einem schmalen Felssporn, der östlich vom tiefen Einschnitt des Kidron-Tals und westlich vom Tyropoion-Tal [neuerdings als ‹Stadt-/Tal›[15] bezeichnet] begrenzt war».[16] Das Gelände stieg nach Norden weiter auf eine Höhe an. Auf diesem Südosthügel stand eine Befestigungsanlage, welche die Jebusiter die «Burg Zion» nannten. Nachdem David die Befestigung erobert hatte, benannte er die Siedlung mit dem Namen «Stadt Davids» um. Dort baute er seine Residenz (5,6–9).

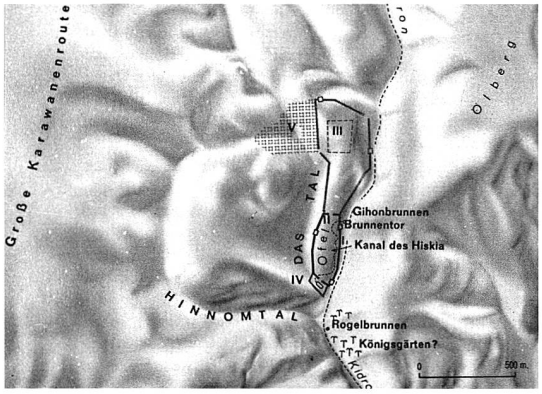


Abbildung 6: Die Siedlung der Jebusiter auf dem Südosthügel Jerusalems, mit der «Burg Zion». Karte aus: Johan H. Negenman: Grosser Bildatlas zur Bibel. Dt. Ausgabe von Claus Rietzschel. Gütersloh 1969, 66.

Zu dieser Zeit stand die Lade in Baala (6,2), einem Ort westlich von Jerusalem im Hügelland zwischen der Küstenebene und dem aufsteigenden judäischen Gebirge (Schefela). David lässt dieses alte Symbol der Gegenwart Gottes nach Jerusalem überführen (2 Sam 6). Damit gelingt ihm ein weiterer «geschickter religionspolitischer Schachzug».[17] Von jetzt an wird Jerusalem, das bisher noch gar nicht israelitisch besiedelt war, zur heiligen Stadt, zum religiösen Zentrum des Glaubens an JHWH.[18]

[13] Vgl. Herbert Donner: Geschichte des Volkes Israel und seiner Nachbarn in Grundzügen. Teil 1: Von den Anfängen bis zur Staatenbildungszeit. Göttingen ⁴2008, 111–117.

[14] Zur historischen Einordnung vgl. Angelika Berlejung: Geschichte und Religionsgeschichte des antiken Israel, in: Jan C. Gertz (Hrsg.): Grundinformation Altes Testament. Eine Einführung in Literatur, Religion und Geschichte des Alten Testaments. In Zusammenarbeit mit Angelika Berlejung, Konrad Schmid u. Markus Witte. Göttingen ⁴2010, 59–192, hier 102 f.

[15] Vgl. Othmar Keel: Die Geschichte Jerusalems und die Entstehung des Monotheismus. Teil 1. Göttingen 2007, 43–45. Max Küchler: Jerusalem. Ein Handbuch und Studienreiseführer zur Heiligen Stadt mit Beiträgen von Klaus Bieberstein, Damian Lazarek, Siegfried Ostermann, Ronny Reich und Christoph Uehlinger. Göttingen 2007, 1.

[16] Dirk Kinet: Geschichte Israels. Würzburg 2001, 74.

[17] Georg Hentschel: 2 Samuel. Würzburg 1994, 23 (zitiert nach Rainer Albertz).

[18] Vgl. Othmar Keel: Jerusalem und der eine Gott. Eine Religionsgeschichte. Göttingen 2011, 52.

SKZ 33–34/2013

BERGE IM AT

5. Salomo erbaut den Tempel (1 Kön 6–8)

Nach Davids Tod erbaut Davids Sohn und Nachfolger Salomo den Jerusalemer Tempel, etwa um das Jahr 960 v. Chr. (1 Kön 6). Als Bauplatz wählt er hierfür das Hochplateau oberhalb der Davidstadt: auf dem Nordosthügel. Nachdem der Tempel steht, wandert der Name «Zion» vom niedrigeren Südosthügel auf den höheren Nordosthügel: den Tempelplatz bzw. Tempelberg. Von jetzt an heisst der Tempelberg «Zion».[19] Der Tempel Salomos zeigt denselben Aufbau wie das fiktionale Zeltheiligtum am Sinai: im Osten die Vorhalle, in der Mitte der Hauptraum und im Westen das Allerheiligste.

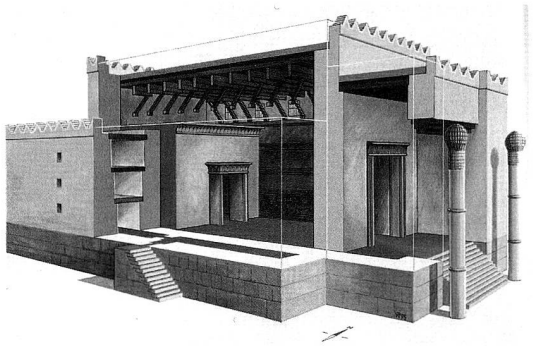


Abbildung 7: Aussen- und Innenansicht des salomonischen Tempels. Aus: Wolfgang Zwickel: Der Salomonische Tempel. Mainz 1999, Tafel 4b.

Im Allerheiligsten lässt Salomo zwei riesige geflügelte Keruben aufstellten, beide sind etwa 4,5 m (10 Ellen) hoch (6,23–28). Sie haben die Aufgabe, als (leerer) Thron für den darüber unsichtbaren Gott zu dienen.[20] Ausserdem lässt Salomo die Lade überführen und zwischen die Füsse der beiden Keruben deponieren (1 Kön 8). Von jetzt an wohnt Gott im Jerusalemer Tempel auf dem Berg Zion. Von jetzt an thront Gott über den Keruben auf dem Berg Zion. Gott wird als darüber unsichtbar und in kosmischen Ausmassen thronend gedacht.[21]

Fazit: Ein drittes Mal findet sich ein ähnliches Szenario, welches schon für Bá'al auf dem Zafon und JHWH auf dem Sinai gegeben war. Der Gott von Jerusalem wohnt auf dem Berg Zion. Dort steht sein prächtiger Palast bzw. Tempel.

6. Ps 48: «Zionslied» – «Zafonslied»

Im Laufe der Jahrhunderte entfaltet sich eine innige Beziehung zwischen dem Gott, der über den Keruben auf dem Zion thront, und dem Volk Israel. Viele Gebete und Lieder entstehen, welche den Berg Zion besingen. Innerhalb des Buches der Psalmen findet sich die von Hermann Gunkel und Joachim Begrich als «Zionslieder» bezeichnete Gruppe mit den Psalmen 46; 48; 76; 84; 87; 122; (132).[22]

In besonderer Weise verblüfft Ps 48 mit seinem Lobpreis auf den Berg JHWHs, den Zion. Die ersten drei Verse lauten:

1 Ein Lied, ein «Harfenlied» (M. Buber)/Psalm von den Söhnen Korachs.

2 Gross (ist) JHWH und sehr gepriesen in der Stadt unseres Gottes.

2/3 Der Berg seiner Heiligkeit (ist) schön an Höhe, die Wonne der ganzen Erde.

3 Der Berg Zion (ist) die Spitze des Zafon, (ist) die Stadt des grossen Königs.

Der Begriff «Zafon» ist im biblischen Hebräisch 153-mal belegt und bedeutet meist «Norden» (Allgemeinbegriff). Als Stellen für den Eigennamen des ugaritischen Gottesberges Zafon kommen innerhalb des Alten Testaments vier infrage: Jes 14,13; Ps 48,3; 89,13; Ijob 26,7.23 Wahrscheinlich ist V. 3 in Ps 48 so zu interpretieren, dass hier der Berg Zion mit dem Berg Zafon in Nordsyrien gleichgesetzt wird. Der Berg Zion in Jerusalem ist nicht besonders hoch: um die 740 m.[24] Ps 48 steigert die Vorstellung von Gott dadurch, dass er dem Thronsitz des Gottes in Jerusalem die Qualitäten des hohen und im ganzen Vorderen Orient bekannten und verehrten Berges Zafon zuschreibt.[25] Offensichtlich greift Ps 48 auf eine Strophe aus dem alten Mythos des Bá'al zurück, den einst der Priester Ilimalku zur Zeit des Königs Niqmaddu II. um 1350 v. Chr. niedergeschrieben hat. Mit diesen poetisch besonders ausgestalteten vier Zeilen wendet sich Bá'al an seine Gefährtin Anat und kündigt ihr an, sie in die Geheimnisse seines göttlichen Berges einzuweihen:

Z. 28/29 Komm doch, und ich werde es offenbaren

29 inmitten meines göttlichen Berges Zafon,

30 im Heiligtum, auf dem Berg meines Erbbesitzes

31 in der Lieblichkeit, auf dem Hügel meines Sieges![26]

Beide Texte, Ps 48,1–3 und die Strophe über Bá'als göttlichen Berg, gleichen sich so stark, dass viele Forschende davon ausgehen, dass man in den Text des Ps 48 bewusst jene viel ältere Strophe aufgenommen hat.[27] So gesehen ist Ps 48 nicht nur ein «Zionslied», sondern auch ein «Zafonslied».

7. Theologie der Berge

Im religiösen Symbolsystem der Einwohner der nordsyrischen Stadt Ugarit steht der Gott Bá'al im Zentrum. Er wohnt auf dem Berg Zafon und versorgt von dort aus die Menschen mit dem lebensnotwendigen Regen. Er ist ein den Menschen naher Gott.

Israel (die Mose-Gruppe) findet zu seinem Gott an dem Berg Sinai, der dort mit ihm einen Bund schliesst, fortan mit ihm in enger persönlicher Beziehung steht und in seinem Zeltheiligtum mitwandert. In einer späteren Phase nimmt der Gott Israels auf dem Zionsberg Wohnung inmitten seines Volkes.

[19] Vgl. Siegfried Kreuzer: Art. Zion, in: NBL III, 1217–1219, hier 1218. Eckart Otto: Art. zijjôn / «Zion», in: Theologisches Wörterbuch zum Alten Testament [= ThWAT] 6 (1989), 994–1028, hier 1009.

[20] Bernd Janowski: Keruben und Zion. Thesen zur Entstehung der Zionstradition, in: Dwright R. Daniels / Uwe Glessmer / Martin Rösel (Hrsg.): Ernten, was man sät. Festschrift für Klaus Koch zu seinem 65. Geburtstag. Neukirchen-Vluyn 1991, 231–264, hier 243.250.

[21] Vgl. ebd., 256.260 f.

[22] Vgl. Otto (wie Anm. 19), 1013.

[23] Vgl. Oswald Loretz: Ugaritisch-hebräische Symbiose der Gottesberge zapānu und Zion in Psalm 48,2c–3c, in: Ugarit-Forschungen [= UF] 40 (2008), 489–505, hier 491.

[24] Vgl. Eckart Otto: Jerusalem – die Geschichte der Heiligen Stadt. Von den Anfängen bis zur Kreuzfahrerzeit. Stuttgart u.a. 1980, 12. Keel, Geschichte (wie Anm. 15), 44: 743 m.

[25] Vgl. Herbert Niehr: Der höchste Gott. Berlin-New York 1990, 108.117.

[26] Übersetzung nach Dietrich-Loretz (wie Anm. 11), 1141 f. Vgl. Mark S. Smith / Wayne T. Pitard (Hrsg.): The Ugaritic Baal Cycle. Vol. 2: Introduction with Text, Translation and Commentary of KTU / CAT 1.3–1.4. Leiden 2009 (VT.S 114), 200.209.252.254 mit Bild Nr. 56.

[27] So z.B. Loretz (wie Anm. 23), 491 f. Die deutschen Übersetzungen wählen eine Verbindung mit «Norden» z.B.: «weit im Norden» (Einheitsübersetzung, 1980); «äusserster Norden» (Zürcher Bibel, 2007).

Das Wichtigste über Religion Kirchen und Gesellschaft
6.8.13 / Nr. 32
kipa WOCHE
Katholische Internationale Presseagentur

"Wir müssen näher am Leben sein"

Simon Spengler, Informationsbeauftragter der SBK, im Interview

Von Anna Miller

Zürich. – Simon Spengler (51), Informationsbeauftragter der Schweizer Bischofskonferenz (SBK) und ehemaliger Boulevard-Journalist, sprach mit Kipa-Woche über Kommunikationshürden innerhalb der SBK, was die Bischöfe vom Boulevard-Blatt "Blick" lernen können und welche Botschaften bei der SBK im Vordergrund stehen müssten.

Herr Spengler, wie wird die SBK in der Öffentlichkeit wahrgenommen?

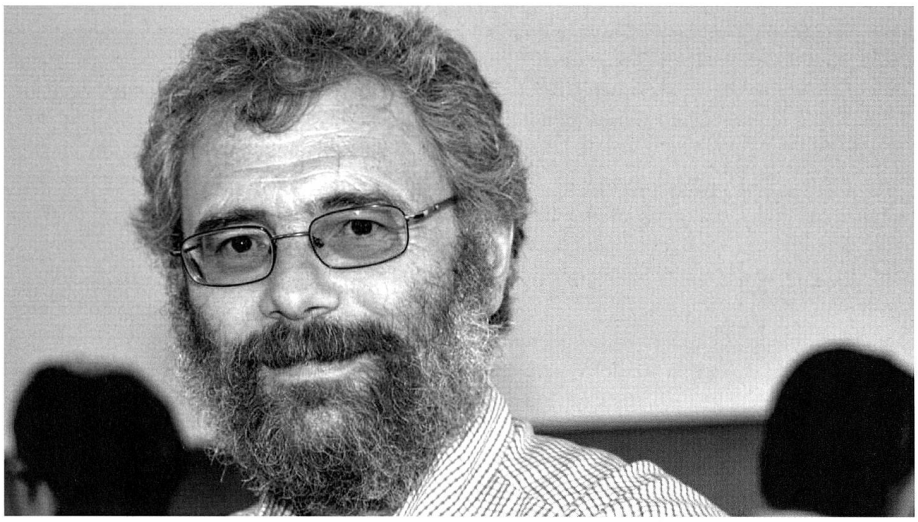
Simon Spengler: Sie wird zu wenig wahrgenommen. Und das ist ein grosses Problem. Die Bischöfe sind sich unter sich nicht einig, wie stark die SBK als geeintes Gremium nach aussen kommunizieren soll oder nicht. Für einige steht die Autonomie als Diözesanbischof im Zentrum. Die SBK soll in ihren Augen nur ein Koordinationsgremium sein, kein Leitungsorgan. Die Innensicht und die Erwartungen der Öffentlichkeit der SBK gegenüber klaffen da weit auseinander.

Das würde ja Ihre Aufgabe überflüssig machen.

Spengler: Es macht mir meine Aufgabe jedenfalls nicht leicht. Wenn es nach mir ginge, müsste die Bischofskonferenz in der Öffentlichkeit ein ganz anderes Gewicht haben. Natürlich sollte sie sich auch vom Anspruch lösen, immer die absolute Wahrheit verkünden zu wollen. Wenn ein Bischof davon ausgeht, alle seine Worte seien in Ewigkeit gültig, wird es schwierig.

Sie könnten aber dennoch drei Medienmitteilungen pro Woche schreiben. Warum passiert da nichts?

Spengler: Weil der Absender das nicht wünscht. Es ist nicht wichtig, was ich persönlich denke, sondern, was die Bischöfe wollen. Man kann sie nicht zwingen zu kommunizieren. Einzelne, wie Abt Martin Werlen, Bischof Charles Morerod in der Romandie oder Markus Büchel sind zwar aktiv. Aber die Bischofskonferenz als Ganzes tritt kaum auf.



Simon Spengler, Kommunikationsbeauftragter der Schweizer Bischofskonferenz

Editorial

Entzaubert. – Papst Franziskus und der Zauberer Harry Potter haben eines gemeinsam: Sie nennen das Böse beim Namen. Während alle Zauberer von "du weisst schon wem" reden, spricht Harry den Namen "Voldemort", wie sein Erzfeind heisst, unerschrocken aus. Und auch Papst Franziskus spricht die Probleme der Welt – Armut, Hunger, Krieg, Unterdrückung – so offen aus, dass die Welt staunt. Die Medien feiern ihn, die Massen lieben ihn, sogar die Jugend spricht er an.

Wir wähnen uns in einer neuen "Papst-Ära". Die Kirche und wir, das ist jetzt näher gerückt. Nach der Vatikanbank und den Slums kommen sicher auch bald die Geschiedenen und die Frauen. Oder?

Diese Hoffnung wird dieser Papst wohl (bitter) enttäuschen. Einen Schritt dahin hat Papst Franziskus schon getan, indem er sagte, die Tür zur Frauenordination sei endgültig verschlossen. Noch lassen sein Charisma und seine Nähe zum Volk diese Worte seltsam unkritisiert verhallen. Doch es ist zu befürchten, dass die westliche Gesellschaft die Forderungen nach Gleichheit für alle nicht einfach begraben wird. Wer die Dinge beim Namen nennt, von dem fordern die Menschen auch Taten. In allen Belangen. Doch Franziskus ist eben kein Zauberer. **Anna Miller**

Das Zitat

Verzagt. – "Leider hat er in seinen Ämtern als Erzbischof, als Kardinal, als Vorsitzender der Glaubenskongregation, als Papst nicht durchgesetzt, was er vorher selbst in unzähligen Werken geschrieben hat. Ich finde es unglaublich schade, dass er seine eigenen Einsichten als Konzilstheologe später nicht umgesetzt hat, als er dazu die Macht hatte. Das kritisiere ich, aber nicht den grossen Theologen oder die Person."

Der ehemalige Ministerpräsident von Baden-Württemberg, ***Erwin Teufel****, über den emeritierten Papst Benedikt XVI. in der* ***"Zeit"****-Beilage "Christ & Welt" vom 1. August.* (kipa)

Namen & Notizen

Heidi Specogna. – Die Schweizer Filmschaffende erhält den diesjährigen deutschen katholischen Medienpreis. Sie wurde in der Kategorie elektronische Medien für ihren Fernsehbeitrag "Carte Blanche" ausgezeichnet, der im Februar auf dem Fernsehsender "Arte" ausgestrahlt worden war. Der Film der gebürtigen Bielerin thematisiere in "herausragender Weise" die Gewalt an der Bevölkerung in der Zentralafrikanischen Republik unter Kongos Ex-Vizepräsidenten **Jean-Pierre Bemba**. Die Preisverleihung ist am 28. Oktober in Bonn. (kipa)

Helmuth Werner. – Der freigestellte Präsident der reformierten Kirchgemeinde Zürich ist nach zweiwöchiger Untersuchungshaft wieder auf freiem Fuss. Die Staatsanwaltschaft Zürich hat entschieden, dass keine Wiederholungs- oder Fluchtgefahr bestehen. Die Vorwürfe gegenüber Helmuth Werner: "unzumutbare Personalführung" und "deutliche Kompetenzüberschreitungen. (kipa)

Andrej Glavan. – Der Apostolische Administrator für die Erzdiözese Ljubljana in Slowenien und Bischof von Novo Mesto ist neuer Vorsitzender der katholischen Bischofskonferenz Sloweniens. Sein Stellvertreter ist neu Bischof **Stanislav Lipovsek**, Administrator für die Erzdiözese Maribor und Bischof von Celje (Cili). Die beiden Bischöfe ersetzen die Erzbischöfe **Anton Stres** und **Marjan Turnsek**, die wegen eines kirchlichen Finanzdebakels zurückgetreten waren. (kipa)

Ken Hackett. – Der 66-jährige langjährige Präsident des Überseehilfswerks "Catholic Relief Services" wird neuer Botschafter der Vereinigten Staaten beim Heiligen Stuhl. Der Senat hat der Nominierung durch US-Präsident Barack Obama zugestimmt. Hackett folgt auf den aus Kuba stammenden katholischen Theologen **Miguel H. Diaz**. Dieser hatte den Posten seit 2009 inne. (kipa)

Andre Cox. – Der 67-Jährige ist der neue Leiter der internationalen Heilsarmee und Nachfolger der Generalin **Linda Bond**. Cox war bisher Stabchef am Internationalen Hauptquartier in London und Stellvertreter von Linda Bond gewesen. Der Heilsarmee gehören 1,7 Millionen Mitglieder an. (kipa)

Macht das Bistum Chur bessere Medienarbeit als die SBK?

Spengler: Rein professionell gesprochen sind die Leute in Chur absolute PR-Profis. Sie nutzen jede Gelegenheit, um ihre Position in die Medien zu bringen. Da kann ich nur sagen: Hut ab.

Das Problem ist, dass es weder mit den anderen Bischöfen noch mit der SBK abgesprochen ist – und oft sogar gegen sie. Wir sollten nicht interne Konflikte medial bewirtschaften, sondern den Menschen etwas bieten, das ihnen hilft.

Wüssten Sie als ehemaliger "Blick"-Journalist nicht am besten, was die Medien und die Öffentlichkeit wollen?

Spengler: Offensichtlich nicht, sonst sähe die Bilanz nach drei Jahren nicht so durchzogen aus. Ich gebe mein Bestes, aber es gibt eben auch institutionelle und persönliche Hindernisse, die man nicht einfach aus dem Weg räumen kann. Damit muss man umgehen.

Welche Hindernisse sind das?

Spengler: Viele Kirchenvertreter haben nach wie vor eine furchtbare Scheu vor Medien. Sie sind von der Einwegkommunikation am Sonntag auf der Kanzel geprägt: Sie predigen, die anderen hören zu. Dass Medien kritisch über sie berichten, passt nicht ins Konzept.

Ich glaube, uns als Kirche fehlt noch immer ein Verständnis für die Funktion einer kritischen Öffentlichkeit. Die Dokumente des zweiten Vatikanischen Konzils, "communio et progressio", sind noch nicht in unseren Köpfen verankert.

Man braucht die Offenheit, sich auch kritisieren zu lassen. Und diese Kritik als Chance zu sehen, um sich zu verbessern. Dieses Bewusstsein ist bei uns noch nicht genügend ausgereift.

Ihre französischsprachige Kollegin Laure-Christine Grandjean hat bei der SBK das Handtuch geworfen. Sie sagte kürzlich in einem Interview, es sei ein Ding der Unmöglichkeit, dass die Bischöfe einheitlich kommunizieren. Wann hören Sie auf?

Spengler: Der Weggang von Frau Grandjean war ein grosser Verlust für uns. Ich bin ein deutscher Sturkopf, ich bin es gewohnt, nicht so schnell aufzugeben.

Es ist nicht die Frage, wie lange ich es bei der SBK aushalte, sondern, wie lange es die SBK mit mir aushält. Ich war mir bewusst, dass ich mit einigen Widerständen leben muss.

Die Kirche hat in den letzten Monaten und Jahren teils massiv an Glaubwürdigkeit verloren. Was werden Sie tun, um diese Glaubwürdigkeit wieder herzustellen?

Spengler: Es schiene mir wichtig, einen Dialog zwischen Kirchenleitung und den Menschen auf der Strasse zu initiieren. Die Kirche sollte viel weniger von oben herab predigen, erst einmal zuhören. Und dann versuchen, aus ihrem reichen Fundus Antworten auf die Nöte der Menschen und die Fragen der Zeit zu geben.

Wie stellen Sie sich das konkret vor?

Spengler: Die Bischöfe könnten beispielsweise die Tradition der Wandermönche Kolumban und Gallus wieder aufnehmen und mit dem Bischofsstab durch das Land marschieren. Als Zeichen dafür, dass sie mit den Menschen in Kontakt kommen wollen – jenseits von offiziellen Einladungen und kirchlichen Events.

Auch der Kontakt zur Jugend sollte gesucht werden. Nicht nur bei Weltjugendtagen in Brasilien, sondern auch in der Schweiz. Etwa, indem ein Bischof mit den Jugendlichen ins Zeltlager fährt.

Ich fand es beispielsweise sehr gut, dass Abt Martin Werlen die Pressekonferenz zur Asylgesetzrevision in einem Asylzentrum abhielt statt in einem Konferenzraum. Das ist viel näher am Leben. Und Papst Franziskus macht es uns vor.

Wie sähe die ideale Zukunft von Medien und SBK aus?

Spengler: Ich wünsche mir, dass die Medien sich nicht nur für die internen Streitigkeiten, sondern auch für die Botschaft der Kirche interessieren.

Aber der Ball liegt zuerst bei uns: Wir müssen unsere Botschaft in die heutige Zeit predigen. Es sollte nicht im Vordergrund stehen, ob der Mensch homo- oder heterosexuell ist, verheiratet, geschieden oder Single.

Im Zentrum sollten die Sorgen, Nöte und Hoffnungen der Menschen stehen, welche Fragen sie täglich beschäftigen und wie die Botschaft Jesu da helfen kann. Wir verstecken uns noch zu sehr hinter unseren Dogmen, anstatt die Menschen in den Vordergrund zu stellen.

Der 51-jährige Theologe Simon Spengler ist geschäftsführender Sekretär der Kommission für Kommunikation und Medien der Schweizer Bischofskonferenz (SBK)) mit Sitz in Freiburg. Er ist ebenfalls einer der drei Informationsbeauftragten der Kommunikationsstelle der SBK. Spengler lebt in Schmitten FR. (kipa / Bild: Georges Scherrer)

Fasten im Pfannkuchenduft

Jerusalems Muslime begehen die längsten Ramadantage seit Jahren

Von Andrea Krogmann

Jerusalem. – Es ist heiss in Eyads Laden. Statt den üblichen Fleisch-Grills füllen grosse Kochplatten den kleinen Raum in der Jerusalemer Altstadt. Im Sekundentakt produzieren Eyad und sein Team Katayef, eine traditionelle Ramadansüssigkeit aus Pfannkuchen, süssem Käse und Nüssen. "Ein bisschen hart ist es schon", lacht Eyad und meint den langen Arbeitstag im heissen Duft der Pfannkuchen – ohne selber essen oder trinken zu dürfen.

Es ruhiger angehen lassen will es der Jerusalemer trotzdem nicht: "Im Ramadan haben wir am meisten zu tun, wir arbeiten von 8 Uhr bis kurz vor dem Fastenbrechen am Abend."

Es sind die längsten Fastentage seit 30 Jahren: 15 Stunden und 44 Minuten lagen am ersten Tag zwischen Sonnenauf- und -untergang. Nur 42 Minuten weniger werden es zum Ramadan-Ende sein. Dennoch scheint die Julihitze das Geschäftsleben in den Altstadtgassen erst noch anzuheizen. Datteln, Süssigkeiten und bunte Lichterketten dominieren das Stadtbild. Menschenmassen – an ihren fremden Gewändern als muslimische Pilger aus aller Welt erkennbar – schieben sich im Takt der Koransuren vom Tonband vorbei an Verkaufsständen. Jerusalem gleicht einem Rummelplatz. Selbst Ramadan-Schokohasen gibt es: Sie erinnern an das bunte Miteinander der Kulturen und Religionen in der Stadt, vor dem auch der heiligste der muslimischen Monate nicht gefeit ist.

Schlagartig still

Kurz vor Sonnenuntergang wird es schlagartig still. Wer kann, ist vor dem Böllerschuss zu Hause, der das Ende des Fastens verkündet. Dann treffen sich die Familien zum Iftar, dem Fastenbrechen. "Jeden Abend gibt es etwas Besonderes zu Essen", sagt Eyad. Auch bei Misada im palästinensischen Dorf Kufr al-Malak versammelt sich die Grossfamilie. Zu den eigenen fünf Kindern der 35-Jährigen kommen an diesem Abend die Eltern des Mannes, die Schwägerin mit Nichten und Neffen und eine Gruppe von brasilianischen Studentinnen hinzu. Gastfreundschaft gilt besonders während des heiligen Monats. Traditionell wird das Fasten mit einem Gebet und einer Dattel gebrochen, gegessen wird schnell und beinahe schweigend. "Ramadan ist eine besondere Zeit", sagt Misada. Das gilt auch für die sonst schwierige Einreise nach Jerusalem, die während der Fastenzeit leichter möglich ist. Zum Freitagsgebet in der Al-Aksa-Moschee hat es Misada, in diesem Jahr trotzdem noch nicht geschafft. Stattdessen hat sie den ganzen Tag lang gekocht, traditionelle Gerichte wie Maqlube, Reis mit Gemüse und Hähnchen, für die grossen Iftar-Essen. "Es ist schön, weil die Menschen in dieser Zeit zusammenkommen, vor allem die Familien."

"Dass im Ramadan Unmengen gegessen werden, ist ein Mythos, den viele Muslime weitertradieren", sagt Raed, der seinen kleinen Souvenirladen im christlichen Altstadtviertel Jerusalems hat. "Es wird viel aufgetischt, aber nach dem langen Tag verträgt der Magen nur wenig." Dass er bei seiner Arbeit viele Touristen essen und trinken sieht, macht dem Familienvater nicht viel aus. Nur

Katayef-Bäcker in Jerusalem

"jemanden rauchen zu sehen", falle ihm schwer. Ansonsten kann Raed dem Fasten viel abgewinnen. "Es öffnet uns Herz und Kopf, wir denken über uns selber nach, und unsere Gebete werden eher erhört", erklärt er. Es geht um "Zeit für Gott und für das Gebet, um Vergebung". Die meiste Zeit im Ramadan verbringt der Palästinenser, der sonst selten in die Moschee geht, mit Koranlektüre.

Bis in den frühen Morgen

In Misadas Haus in Kufr al-Malak wird unterdessen die Nacht zum Tag. Bis in die Morgenstunden sitzen Familie und Gäste diskutierend im Hof. Während die Erwachsenen Kaffee geniessen, freuen sich die Kinder über Eis und sind stolz, wie die Grossen das Fasten einzuhalten. Bald wird Misada drei Stunden schlafen gehen. Ihre Tochter Rand wird aufbleiben, um ihre Geschwister zum Frühstück zu wecken. Die Kinder haben Glück: Ramadan fällt in die Schulferien. Tagsüber wird geschlafen. (kipa / Bild: Andrea Krogmann)

In 2 Sätzen

Grosszügig. – Das Kloster Muri erhält vom Industriellen Franz Käppeli, der in Zürich die medizinischen Laboratorien "Medica" gegründet hatte, 15 Millionen Franken für den Bau eines Klostermuseums. Das Museum soll im Mai 2014 eröffnet werden. (kipa)

Online. – Die Vatikanbank hat ab sofort eine eigene Internetseite, auf der auch der Kundenumfang und die Bilanzzahlen angegeben sind. Der Internetauftritt sei Teil der Bemühungen um Transparenz, hiess es von offizieller Seite – und im Hinblick auf die jüngsten Finanzskandale der Bank. (kipa)

Verbot. – Der Oberste Gerichtshof in Dhaka in Bangladesch hat die grösste islamische Partei des Landes verboten. Dies, weil sie mit ihrer Ablehnung der Unabhängigkeit Bangladeschs und dem Ziel, einen islamischen Gottesstaates mit der Scharia als Rechtsbasis zu errichten, gegen die Verfassung verstosse. (kipa)

Weltjugendtag. – Der Deutschschweizer Weltjugendtag 2014 findet voraussichtlich am Wochenende des 9. bis 11. Mai in Schwyz statt. Erwartet werden zwischen 500 und 800 Teilnehmer, wie der "Bote der Urschweiz" jüngst berichtete. (kipa)

Babyklappe. – In der Region Bern wird 2014 ein Babyfenster eingerichtet. Beim Inselspital Bern ist eine entsprechende Anfrage deponiert – es wäre nach Einsiedeln, Davos, Olten und ab Ende Jahr Bellinzona die fünfte Babyklappe in der Schweiz. (kipa)

Grundeinkommen. – Die Initianten der Initiative "Für ein bedingungsloses Grundeinkommen" haben ihre Sammeltätigkeit noch vor dem offiziellen Sammelende im Oktober eingestellt, weil über 130.000 Unterschriften zustande gekommen sind. Eingereicht werden diese am 4. Oktober in Bern. (kipa)

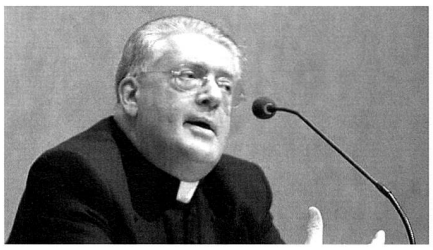
Mauer. – Die Mauer im Innenhof des Bischofssitzes in Freiburg ist fertig bemalt. Die deutsche Künstlerin und Gewinnerin Susanne Krell der Ausschreibung "Raus aus den Mauern" des Bistums hat während einer Woche daran gearbeitet – Vernissage ist im September. (kipa)

Pozzo erneut Sekretär von "Ecclesia Dei"

Der italienische Erzbischof hatte Amt bereits zwischen 2009 und 2012 inne

Rom. – Papst Franziskus hat den Kurienerzbischof Guido Pozzo zum Sekretär der Kommission "Ecclesia Dei" ernannt. Vor Pozzos Wiederernennung war der Posten des Kommissions-Sekretärs unbesetzt.

Der 61-jährige Italiener war bereits zwischen 2009 und 2012 Sekretär des Gremiums, das sich um die Beziehungen der katholischen Kirche zur traditionellen Piusbruderschaft kümmert.



Der Kurienbischof Guido Pozzo, erneut Sekretär der "Ecclesia Dei"

Er koordinierte die Gespräche mit den Traditionalisten mit dem Ziel einer Wiederannäherung. Bisher konnte sie jedoch nicht erreicht werden. Pozzo arbeitete unter dem Kardinal Joseph Ratzinger, später Papst Benedikt XVI., in der Glaubenskongregation und lehrte Theologie an der päpstlichen Lateranuniversität. Seit November 2012 war Pozzo Päpstlicher Almosenier und damit für die Hilfen des Papstes für Bedürftige zuständig. (kipa / Bild: Vatikan)

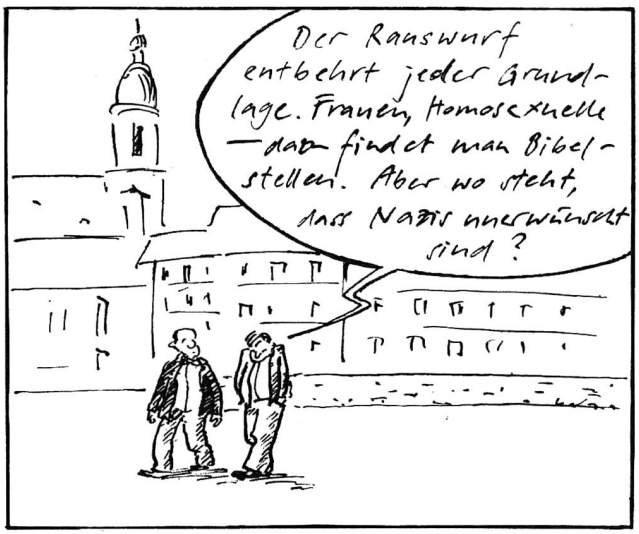
Nach KZ-Witz: Seminaristen rausgeworfen

Würzburg. – Nach antisemitischen und rassistischen Vorfällen im Würzburger Priesterseminar müssen zwei angehende Priester das Ausbildungsinstitut verlassen. Das gaben die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, Erzbischof Ludwig Schick und Bischof Friedhelm Hofmann, Ende Juli bekannt.

Ein Seminarist aus Bamberg hatte nach Meinung der externen Untersuchungskommission mindestens drei "völlig inakzeptable und unerträgliche 'KZ-Witze'" erzählt und Adolf Hitler parodiert, letzteres mit einem Würzburger Seminaristen. Dieser hatte auch ein Konzert der rechtsextremen Band "Frei.Wild" besucht und muss deswegen ebenfalls das Seminar verlassen. Ein dritter Seminarist hatte über Gegendemonstranten gegen eine Nazi-Kundgebung am 1. Mai gesagt, diesen Leuten gehöre "eine reingehauen" oder auf "die Fresse gehauen". Ihm droht nun der Ausschluss aus dem Seminar.

Die drei Mitglieder der Untersuchungskommission befragten insgesamt nahezu 30 Personen im Seminar und im Umfeld. Der 204 Seiten starke Bericht liegt nun bei der Staatsanwaltschaft Würzburg, die mögliche strafrechtliche Konsequenzen prüfen will. (kipa)

Zeitstriche



***Rauswurf**. – Das Würzburger Priesterseminar hat zwei Kandidaten von der Schule verwiesen, nachdem diese antisemitische und rassistische Witze in Umlauf gebracht hatten. Karikatur von Monika Zimmermann für Kipa-Woche.* (kipa)

Daten und Termine

26. September. – Ein Film vermittelt Stimmungen und Glaubwürdigkeit – er ist also das ideale Medium, um die Menschen zu erreichen. Aber wie erstellt man eigentlich Kurzfilme und setzt diese sinnvoll ein? Fragen rund um das Thema Film und Pastoral stehen im Zentrum einer eintägigen Schulung des Schweizerischen Katholischen Pressevereins SKPV am 26. September 2013 in Luzern. Der Videokurs richtet sich an Mitarbeitende von Pfarreien und kirchlichen Institutionen. Geleitet wird der Kurs im Luzerner Paulusheim von Videojournalist und Erwachsenenbildner Christoph Klein.

Mehr Informationen und Anmeldung unter www.skpv.ch/videokurs (kipa)

Seitenschiff

Alles bloss Zufall? – Ein Familienvater macht eine Wallfahrt nach Lourdes und gewinnt dann in einem Schweizer Casino 100.000 Franken. Wunderbar!

Hat der französische Wallfahrtsort, der bislang eher für Heilungen bekannt ist, nun auch den Kontostand wundersam erhöht? Dass die Messe in Lourdes den Geldsegen unmittelbar bewirkt hätte – das sagt auch der glückliche Gewinner nicht.

Dafür deutet ein Schweizer Boulevardblatt solches an: "Alles bloss Zufall?", so die Frage der Zeitung. Vielleicht also ein Bekehrungswunder, und das an einem Ort, an dem man es nicht erwartet hätte?

So oder so: Der Gewinner will nun ein Café oder einen Imbiss eröffnen mit dem Gewinn. Und – doch, das schon – im nächsten Jahr wieder nach Lourdes pilgern. **pem** (kipa)

Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:
Anna Miller
Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.
Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch
Abonnemente:
Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch
Jahresabonnement:Fr.145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35
Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2
Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

Das Wichtigste über Religion Kirchen und Gesellschaft
13.8.13 / Nr. 33
kipa WOCHE
Katholische Internationale Presseagentur

Kleine Grotte in der grossen Stadt

Weniger bekannte Wallfahrtsorte – zum Beispiel Maria Lourdes in Zürich

Von Barbara Ludwig

Zürich. – Marienwallfahrtsstätten gibt es unzählige. Oft liegen sie an idyllischen Orten, trumpfen mit barocker Architektur auf oder ziehen die Menschen durch monastisches Leben an. Mit all dem kann Maria Lourdes in Zürich-Seebach nicht aufwarten. Kipa hat den Wallfahrtsort im Norden der grössten Schweizer Stadt für eine Artikelserie besucht.

Ein grauer Neubau, drei Restaurants und die Kirche Maria Lourdes. Das sind die Gebäude am Seebacherplatz in Zürich-Seebach, höchstens zwei Kilometer von Neu-Oerlikon entfernt, wo im vergangenen Jahrzehnt ein neues Quartier mit Tausenden von Arbeitsplätzen und Wohnungen aus dem Boden gestampft wurde.

Der Seebacherplatz ist längst Teil der stark befahrenen Schaffhauserstrasse. Ruhig ist es bloss auf dem riesigen Vorplatz der modernen Betonkirche. Die Fassaden leuchten weiss, auffällig ist die Turmuhr mit ihren dicken roten Zeigern. Wer genau hinschaut, entdeckt auch die weisse Figur, die an der Hauptfassade oberhalb des Eingangs thront: Eine Muttergottesstatue aus Beton. Maria steht auf einer Mondsichel, die wiederum auf einer Weltkugel ruht. Schlichte, klare Linien. Wie ausgestochene, an die Wand geklebte Weihnachtsguetzli die zwölf Sterne, die Mariens Haupt umgeben.

Ableger der echten Grotte

Wirkt Maria draussen unscheinbar, so dominiert sie drinnen ganz klar. Zum einen empfängt den Besucher nach dem Betreten des Gotteshauses ein riesiges rundes Marienbild über dem Altar, ein Fresko des Münchner Malers Richard Seewald (1889-1976). Zum andern gehört zur 1935 eingeweihten Kirche seit jeher auch eine Lourdes-Grotte, untergebracht in einer Seitenkapelle. Es ist eine Kopie der echten Grotte, die sich am berühmten Marienwallfahrtsort in den französischen Pyrenäen befindet. Dort soll 1858 dem damals 14-jährigen Hirtenmädchen Bernadette Soubirous die Gottesmutter Maria erschienen sein.

"Zu Beginn des 20. Jahrhunderts baute man überall Kopien der Grotte für Menschen, die es sich nicht leisten konnten, nach Lourdes zu gehen", erklärt Martin Piller (52), seit 2001 Pfarrer von Maria-Lourdes.

In der Kirche Maria Lourdes in Zürich-Seebach

Editorial

In der Festung. – Man könne nicht wegdiskutieren, dass es in der Schweiz eine schlechte Stimmung gegenüber Asylsuchenden gebe, stellt Martine Brunschwig Graf nüchtern fest. Die frühere Genfer Nationalrätin ist Präsidentin der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus und will jetzt eine Gesamtanalyse des Schweizer Asylsystems an die Hand nehmen.

Das Unbehagen ist jedenfalls gross. Der jüngste Fall in Bremgarten AG zeigt es erneut: Wenn mehr oder weniger diffuse Ängste in der Bevölkerung zum Massstab für den Umgang mit Asylsuchenden werden, dann ist der Schritt zu diskriminierenden Massnahmen nicht mehr weit. Wer in der Festung Schweiz um Asyl nachsucht, ist offenbar zuerst einmal prinzipiell verdächtig.

Ängste könnten nur mit konkreten Begegnungen zwischen Schweizern und Asylsuchenden abgebaut werden, sagt der Einsiedler Abt Martin Werlen. Hoffnungsvolle punktuelle Erfahrungen zeigen jedenfalls, dass dies der richtige Weg ist. **Josef Bossart**

Das Zitat

Geradezu undenkbar. – "Einerseits sind die Asylsuchenden Menschen, die Probleme haben – und teilweise auch machen. Und andererseits erinnern sie uns ständig daran, dass es neben unserer schönen Schweiz auch noch diese andere Welt gibt. Diese Armut. Diese teilweise Aussichtslosigkeit. Darüber auch nur schon nachzudenken, ist mühsam. Und geradezu undenkbar wäre es, unseren Wohlstand etwas gerechter zu verteilen. Lieber zieht man die Mauern noch ein bisschen weiter hoch. Wenn man sich danach wenigstens ein bisschen sicherer fühlen würde. Doch genau das Gegenteil ist der Fall. Das Fremde erscheint immer bedrohlicher."

***Michael Rockenbach** erklärt in seinem Kommentar "Bremgarten ist überall" in der Basler **"Tageswoche"** (9. August), woher die Ablehnung von Asylsuchenden kommt.* (kipa)

Namen & Notizen

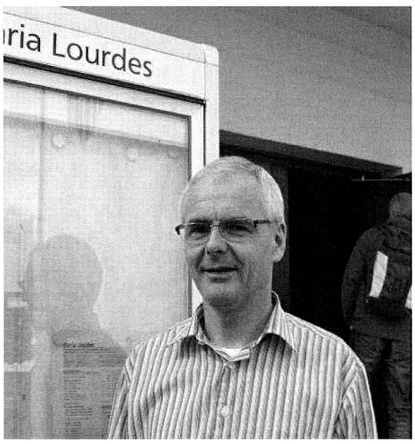
Mirjam Liem. – Die Föderation St. Klara der Schweizer Kapuzinerinnen, der Zusammenschluss der Kapuzinerinnenklöster in der Schweiz, hat an ihrer Kapitelversammlung Schwester Mirjam Liem vom Kloster St. Klara in Stans NW als Vorsteherin wiedergewählt, ebenso die Vikarin und erste Rätin Schwester **M. Angelika Scheiber** vom Kloster Maria Hilf in Altstätten SG. Schwester Mirjam Liem war 2010 gewählt worden, nachdem sie bereits 1998 bis 2004 als Vorsteherin geamtet hatte. (kipa / Bild. zVg)

Mirjam Liem

Kurt Koch. – Nach den Worten des Schweizer Kurienkardinals ist der christliche Glaube nirgendwo so sehr in seinem Element wie im Gottesdienst. Für die ökumenische Annäherung der christlichen Konfessionen spiele daher die Liturgie eine entscheidende Rolle, sagte der Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen anlässlich eines Liturgie-Kongresses in Würzburg. Er riet den Katholiken, von den Kirchen des Ostens zu lernen. Dort werde die Liturgie nicht nur als Feier der Gemeinde, sondern auch als "kosmisches Geschehen" verstanden. (kipa)

Robert Zollitsch. – Der Vorsitzende der deutschen Bischofskonferenz hält Veränderungen in der katholischen Kirche beim Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen für möglich. Er hoffe, dass die Bischofskonferenz hier in Papst Franziskus einen guten Gesprächspartner habe, sagte er in einem Interview. "Er spürt, dass der, der sich nicht verändert, rückwärts geht und nicht nach vorne", so Zollitsch über Franziskus. (kipa)

Papst Franziskus. – Das Kirchenoberhaupt ist in Argentinien für die Leitung eines Bibel-Programms unter dem Titel "Biblia, dialogo vigente" mit mit dem "Martin-Fierro-Preis" ausgezeichnet worden, einem der wichtigsten Fernsehpreise des Landes. Die insgesamt 32 Sendungen der Reihe wurden auf einem Kanal ausgestrahlt, der dem Erzbistum Buenos Aires gehört. (kipa / Bild: Oliver Sittel)

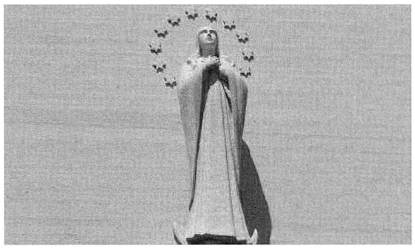


Pfarrer Martin Piller

In Zürich-Seebach geht die Grotte auf ein Gelübde des Churer Bischofs Georgius Schmid von Grüneck (1908-1932) zurück. Im April 1928 versprach dieser der Gottesmutter in Lourdes, in der Stadt Zürich zu ihrer Ehre ein Gotteshaus mit Lourdes-Grotte bauen zu lassen, wenn sein Anliegen erhört werde.

Einzelpilger – doch nicht alleine

Maria Lourdes in Zürich-Seebach ist kein typischer Wallfahrtsort. Es gibt kein Kloster, kein monastisches Leben. Auch keinen Geistlichen, der sich als Wallfahrtspriester versteht. Die Wallfahrtskirche ist zugleich Pfarrkirche. Das war schon immer so. Und dies sei auch das Besondere der Zürcher Marienwallfahrtsstätte, sagt Piller. Ausserdem gibt es keine organisierte Gruppenwallfahrt. Maria Lourdes wird von Einzelpilgern aufgesucht. Die meisten wohnen in der Region. Es gibt aber auch solche, die regelmässig von weit her kommen. Aus Thun, Basel, Schaffhausen.



Marienstatue an der Kirchenfassade

Pfarrei und Wallfahrt bereichern sich gegenseitig. Piller: "Weil es immer Leute hat, die von weit her kommen, herrscht eine gewisse Stimmung. Das wiederum zieht Menschen aus der Pfarrei an. Man ist nicht alleine, wenn man hierher kommt. Gleichzeitig schaffen die Menschen aus der Pfarrei, die das Kirchenleben aktiv mitgestalten, eine Atmosphäre, die bewirkt, dass Pilger gerne nach Seebach kommen."

Maria versteht alle Sprachen

Heute nachmittag zwischen zwei und drei Uhr sind es knapp zwei Dutzend, die Maria Lourdes besuchen, um zu beten, ein Kerzlein anzuzünden. Die meisten sind über 50 Jahre alt. Und weiblich. Wer jung ist, stammt aus Asien oder Afrika. Zum Beispiel die zartgliedrige Frau in schwarzen Leggins und auf hohen Absätzen, die in der zweitvordersten Bank niederkniet. Oder Kathrin Gutierrez, die einmal wöchentlich hierher kommt. Es sei ihr sehr wichtig, "den Glauben zu leben", sagt die 19-Jährige, deren Eltern aus den Philippinen stammen.

Es ist dunkel in der schmalen, fensterlosen Kapelle. Schwaches Licht fällt durch einen Schacht auf die Statuen von Bernadette und Maria in der Grotte. Kerzen flackern vor den Gitterstäben, die die Grotte vom Kapellenraum trennen. Es

Die Lourdes-Grotte in der Kapelle

sind viele. Maria erhält oft Besuch, von sechs Uhr morgens bis acht Uhr abends; so lange ist die Kapelle geöffnet, jeden Tag.

Votivtafeln, alle im selben schlichten Format gehalten, bedecken die Seitenwände lückenlos. Sie zeigen: Maria versteht alle Sprachen – zumindest: deutsch, italienisch, spanisch, portugiesisch, kroatisch, englisch. Gedankt wird für alles Mögliche: "Heilige Maria, Mutter Gottes, ich danke Dir für Deinen Beistand während meiner Doktorarbeit", steht auf einer der Tafeln.

Um viertel nach zwei Uhr beginnt in der Kapelle der Rosenkranz. Die Menschen beten ihn laut und deutlich. Eine Stunde lang. Bis zum Beginn des Pilgergottesdienstes in der angrenzenden Kirche, zu dem sich dann doch noch etwas mehr Personen einfinden. Frauen und Männer, Schweizer und Ausländer, mehr Alte und als Jüngere, aber doch auch Familien mit Kindern.

Hinweis: Nebst Einsiedeln gibt es hierzulande viele weitere Orte, die Pilger anziehen. In der Region kennt man sie, doch die breitere Öffentlichkeit hat kaum Kenntnis von ihnen. Kipa-Porträts von unbekannt-bekannten Wallfahrtsorten in der Schweiz: http://goo.gl/zwrXYl (kipa / Bilder: Barbara Ludwig)

"Jesu Blick gilt dem Leid"

Andreas Otto über den deutschen Theologen Johann Bapist Metz (85)

Münster (D). – Er zählt zu den bedeutendsten Theologen im deutschsprachigen Raum. Auch im hohen Alter verfolgt Johann Baptist Metz das kirchliche und politische Geschehen, um sich mahnend in die aktuelle Debatte einzumischen. Der Wissenschaftler, der von 1963 bis 1993 Fundamentaltheologie in Münster lehrte, wurde am 5. August 85.

Sein langes Theologenleben ist geprägt von einem tragischen Ereignis: Als 16-Jähriger kehrte Metz gegen Ende des Zweiten Weltkriegs nach einer Meldung vom Bataillonsgefechtsstand zu seiner Kompanie zurück. Und dort fand er "nur noch Tote, lauter Tote" – überrollt von einem kombinierten Jagdbomber- und Panzerangriff. "Ich konnte ihnen allen, mit denen ich noch tags zuvor Kinderängste und Jungenlachen geteilt hatte, nur noch ins erloschene tote Antlitz sehen. Ich erinnere mich an nichts als einen lautlosen Schrei."

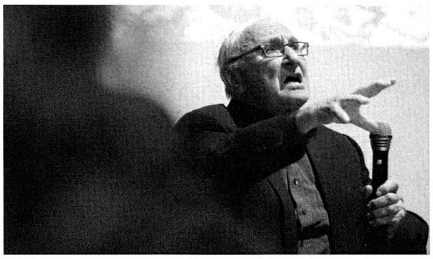
Es ist diese Erfahrung, die Metz bewegt und ihn nach Gott und Gerechtigkeit für die unschuldigen Opfer fragen lässt. Auf seinem lebensgeschichtlichen Hintergrund beschreibt er seine Gotteserfahrung denn auch wesentlich als "Erfahrung des Leidens an Gott", wie sie sich nicht zuletzt im Schrei Jesu am Kreuz verdichtet – es ist "der Schrei jenes Gottverlassenen, der seinerseits seinen Gott nie verlassen hatte", so der Theologe.

Entsprechend macht sich Metz für eine christliche Spiritualität stark, die für fremdes Leid empfindsam ist. Diese Haltung findet er im deutschen Wort "Mitleid" viel zu sentimental und unpolitisch ausgedrückt, weshalb er auf den englischen Begriff "compassion" zurückgreift. Damit meint der Begründer der "Neuen Politischen Theologie" die "unverzagte Bereitschaft", dem Leid anderer nicht auszuweichen.

"Jesu Blick"

Von hier ausgehend, fordert Metz Korrekturen ein. Der Kirche hält er vor, zu einseitig Sünde und Erlösung der Schuldigen in den Fokus gerückt zu haben. "Schliesslich galt Jesu erster Blick nicht der Sünde der anderen, sondern dem Leid der anderen." Eine "Kultur der Empfindsamkeit" und Mystik "der schmerzlich geöffneten Augen" müsse nicht nur den nahen Nächsten, sondern gerade auch "die fremden Anderen" in den Blick nehmen. So erinnert Metz an die leidenden Menschen der Dritten Welt, die in Europa in eine "antlitzlose Ferne gerückt" seien. Oder an die Muslime, denen gerade nach dem 11. September 2001 mit Dialogbereitschaft und nicht mit den "Profilängsten" des gegenwärtigen Christentums zu begegnen sei.

Fehlentwicklungen in der Kirche beklagt der Theologe auch an anderen



Johann Baptist Metz

Stellen: Mit Blick auf das Thema "Religionsfreiheit" fordert Metz die Kirche auf, die historische Wahrheit nicht zu unterschlagen. Glaubens- und Gewissensfreiheit, welche die Kirche heute für sich und andere reklamiere, seien erst gegen sie erstritten worden – vor allem von der Reformation und der politischen Aufklärung.

"Anhaltend reformunwillig"

Die Kirche darf sich aus Sicht des Theologen nicht einfach mit dem Reich Gottes identifizieren. Vielmehr sei sie als "pilgerndes Gottesvolk" auf dem Weg dorthin – und müsse dabei Lernwilligkeit zeigen. Stattdessen breite sich aber heute eine "defensive Form der Rettung von Traditionen" aus. Zu beobachten seien "schleichende Sektenmentalität", die Ausbreitung eines Loyalitätsüberdrucks und eine "anhaltende Reformunwilligkeit der kirchlichen Institutionen".

"Monströse Grossraumpfarreien" kritisiert Metz, weil diese den "Beteiligungsschwund" der Gläubigen und die Anonymität vergrösserten. Dabei wäre es doch wichtig, dass Gemeinden den Erfahrungsaustausch pflegten und "lernbereite Erzählgemeinschaften" bildeten.

Entschieden macht sich Metz für die "Autorität der Glaubenden" stark: "Die Kirche ist als ganze eine lehrende und lernende Kirche." Damit sei das Lehramt keinesfalls überflüssig, aber "auf eine neue Hörsamkeit gegenüber den Glaubenden" verpflichtet.

(kipa / Bild: KNA)

Kurz & knapp

Hausdurchsuchung. – Die Räume des Internetportals gloria.tv in Wien sind laut Medienberichten vor wenigen Tagen einer Hausdurchsuchung unterzogen worden. Ermittelt wird demzufolge gegen zwei katholische Priester wegen Veröffentlichung von rechtsradikalen sowie juden- und homosexuellenfeindlichen Inhalten auf den Internet-Seiten kreuz.net und gloria.tv. Das Internetportal gloria.tv, ursprünglich im Kanton Graubünden beheimatet, hat seinen Sitz im Frühjahr nach Wien verlegt, nachdem der Churer Bischof auf Distanz dazu gegangen war. (kipa)

Gesponserte Pfarrstellen. – Rund ein Drittel der Pfarrlöhne der reformierten Kirche Basel-Stadt werden laut Regionaljournal Basel von Radio SRF durch Sponsoring mitfinanziert, weil die Einnahmen aus den Kirchensteuern nicht mehr genügen. Zu den Sponsoren gehörten Stiftungen, Private, aber auch der Pharmakonzern Novartis. Keine Rettung gibt es für das Basler Aids-Pfarramt: Dieses muss aus Geldmangel per Ende Jahr schliessen. (kipa)

Neue Pfarrer-Initiative. – Priester und Diakone aus acht deutschen Bistümern haben sich zur "Pfarrer-Initiative-Deutschland" zusammengeschlossen. Sie charakterisieren sich selbst als "reformorientiert" und kommen aus den Bistümern Augsburg, Freiburg, Fulda, Köln, München-Freising, Passau, Rottenburg-Stuttgart und Würzburg. Ihr Ziel sei es, mit Bischöfen und Gläubigen eine zeitgemässe und "menschennahe Seelsorge im Geiste Jesu" zu gestalten. (kipa)

Kampf gegen Geldwäsche. – Papst Franziskus dehnt den Kampf gegen unlautere Finanzgeschäfte im Vatikan aus. In einem Motu Proprio verkündete er am 8. August erweiterte Regeln im Kampf gegen Geldwäsche sowie die Finanzierung von Terror und Massenvernichtungswaffen. Die im Finanzbereich des Vatikan geltenden Gesetze sollen künftig auf alle Behörden und Einrichtungen des Kirchenstaats angewendet werden. Dies gelte auch für vatikanische Non-Profit-Organisationen mit eigenem Rechtsstatus. Die vatikanische Finanzaufsichtsbehörde AIF ist fortan für alle vatikanischen Einrichtungen mit regelmässigen Finanzaktivitäten zuständig. (kipa)

Schweizer Asylpolitik unter der Lupe

Untersuchung der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus

Bern. – Ob es in der Schweizer Asylpolitik zu Diskriminierung und Rassismus kommt, soll eine Untersuchung der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus (EKR) erhellen. Die EKR-Präsidentin Martine Brunschwig Graf (Genf) will eine Gesamtanalyse des Asylsystems an die Hand nehmen.

Genauer untersucht werden sollen auch Regelungen zur Unterbringung von Asylsuchenden, wie sie dieser Tage in Bremgarten AG für erregte öffentliche Debatten gesorgt haben.

Solche Regelungen sind für den ehemaligen EKR-Präsidenten Georg Kreis (Basel) "diskriminierend", selbst wenn man "Personen mit Status des Flüchtlings- oder Asylsuchenden durchaus gewisse Rechte vorenthalten" dürfe, "ohne rassistisch zu handeln". Mit dem Aussprechen eines Benutzungsverbotes für das städtische Schwimmbad würden Asylsuchende "auf Vorrat" diskriminiert, sagte er gegenüber der "Sonntagszeitung" (11. August). Derartige "vorrätige Diskriminierungen" ohne konkreten Anlass seien aus menschen-rechtlicher Sicht äusserst bedenklich. Auch trügen sie eher dazu bei, dass die Vorbehalte gegenüber Asylsuchenden in der Bevölkerung nur noch verstärkt würden.

Rassistische Politiker-Äusserungen

Gemäss Zeitung hat EKR-Präsidentin Brunschwig Graf auch schon einen internen Bericht über rassistische Äusserungen von Schweizer Politikern erarbeiten lassen. Vor allem auf lokaler Ebene sorgten Politiker mit diskriminierenden Aussagen "für eine rassistische Stimmung". Der Bericht soll diesen Herbst laut Brunschwig Graf als Grundlage für Gespräche mit Parlamentariern aller Parteien dienen.

"Man kann nicht wegdiskutieren, dass es in der Schweiz eine schlechte Stimmung gegenüber Asylsuchenden und insbesondere Roma gibt", sagte Brunschwig Graf weiter. (kipa)

Asylzentrum: Fehlende Absprachen in Bremgarten

Bremgarten AG. – Anfänglich hiess es, die Vorplätze der Kirchen in Bremgarten gehörten zu den "sensiblen Zonen", deren Betreten den Bewohnern des neuen Asylzentrums des Bundes untersagt sei. Inzwischen hat dies das Bundesamt für Migration (BFM) dementiert. Es sei mit der Gemeinde Bremgarten vereinbart worden, dass zwar das Benützen von Schul- und Sportanlagen, inklusive Schwimmbad, für die Asylsuchenden eingeschränkt sei. Das gelte aber nicht für Bibliotheken, Plätze oder Kirchen. Kirchenvertreter hatten dagegen protestiert, dass Asylsuchenden der Zutritt zu den Kirchen und Kirchenvorplätzen verwehrt werden sollte.

Stadtammann Raymond Tellenbach sagte gegenüber Kipa, ein Dokument über die Zoneneinteilung sei von den Medien falsch interpretiert worden; auch habe er sich zu wenig mit dem BFM abgesprochen. (kipa)

Zeitstriche

***Jüngste Heiratstrends.** – Immer mehr Brautpaare wollen den ganzen Familien- und Freundeskreis bei der zivilen Trauung dabei haben. Dafür sind die Räume aber meist zu klein. Zürich ermöglicht deshalb zum Beispiel Trauungen in der Masoala-Halle des Zoos. Demnächst auch auf den Berggipfeln? – Karikatur von Monika Zimmermann für "Kipa-Woche". (kipa)*

Seitenschiff

Lebensretter. – 32 Prozent der Menschen sterben im Spital. Das Mitteilungsblatt einer anglikanischen Gemeinde in der Schweiz schliesst daraus, dass man Spitäler besser meiden solle. 20 Prozent aller tödlichen Unfälle geschehen beim Autofahren, heisst es weiter, 17 Prozent zuhause, 14 Prozent widerfahren Fussgängern.

Doch nun kommt die Stunde der Kirchen: Nur 0,001 Prozent aller Todesfälle geschehen in einem Gottesdienst. Und diese wenigen haben mit einer zuvor schon bestehenden Krankheit zu tun. Gar noch geringer ist der Prozentsatz der Todesfälle beim Bibelstudium.

Der Schlussfolgerung werden sich bestimmt andere Konfessionen für einmal vorbehaltlos anschliessen können: "Besuchen Sie den Gottesdienst und lesen Sie die Bibel. Es könnte Ihr Leben retten."

pem (kipa)

Daten & Termine

30. August. – Am Informationstag der Armeeseelsorge in der Kaserne Bern referieren der Basler Bischof Felix Gmür und Germaine Seewer, Chef Personelles der Armee. Gmür war einst selber als Armeeseelsorger tätig. Die Veranstaltung richtet sich an junge Frauen und Männer, welche die Bereitschaft haben, eine spezifische militärische Grundausbildung zu absolvieren und die als Priester, Diakon oder Pastoralassistentin anerkannt sind. Der Tag gibt konkrete Einblicke in die Arbeit eines Armeeseelsorgers.
Hinweis: 10.30 bis 16.30 Uhr. Infos: pedreira@vtg.admin.ch (kipa)

Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:
Josef Bossart
Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.
Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch
Abonnemente:
Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch
Jahresabonnement:Fr.145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35
Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2
Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

SKZ 33–34/2013

Der jüdische, der christliche und der muslimische Glaube sind bis zum heutigen Tag von diesen Grundvorstellungen geprägt, z. B. in der Gestaltung sakraler Bauwerke oder in ihren Gebetstexten. Religionen drücken ihren Glauben aus mit einer Theologie der Berge, auf denen sich ihre Gottheiten offenbaren. (Katholische) Gläubige brauchen nicht darüber verunsichert zu sein, wenn sie innerhalb des vierwöchentlich rotierenden Stundengebetes in den Laudes der ersten Woche Psalm 48, Verse 2 und 3, beten. In ihrem Beten sind sie eingebettet in den grossen Strom der altorientalischen religiösen Traditionen, auf deren Schultern das Abendland steht. Der weiteren exegetischen Forschung bleibt aufgegeben, Übereinstimmungen und Unterschiede der jeweiligen religiösen Traditionen aufgrund wechselseitiger Beeinflussung im Gespräch mit anderen wissenschaftlichen Disziplinen herauszuarbeiten. Die Kenntnis dieser Entwicklungen leistet einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der Heiligen Schriften. *Martin Mark*

ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE

BERGPREDIGT

Die Bergpredigt Jesu als Programmwort der Gottesherrschaft

Wann immer und wo immer Jesus von Nazareth auftrat, hörten ihm die Menschen zu. Ergriffen, verwundert oder sogar verwirrt. Deutlich spricht er von Gott, von Gottes Zuspruch, aber auch von Gottes Anspruch. Immer wieder kommt er dabei auf die Gottesherrschaft zu sprechen. Diese «Basileia» ist keine feste Ordnung die steht, sondern etwas Lebendiges, das herankommt und aufgenommen werden will. Die in Mt 5–7 erinnerte, landläufig «Bergpredigt» genannte Rede Jesu bringt das auf den Punkt. Sie ist Programmwort und Proklamation zugleich.

Die Bezeichnung «Bergpredigt» geht zurück auf den hl. Augustinus, der den biblischen Text am Ende des 4. Jahrhunderts auslegt unter dem Titel «De sermone Domini in monte». Die Durchsicht der Forschungsliteratur zeigt, wie umstritten und vielleicht sogar problematisch diese Bezeichnung ist. Ich möchte dennoch daran festhalten. Nicht aus Münsteraner Sturheit, sondern weil die mir zuletzt angebotenen Alternativen – etwa von Herbert Frankemölle oder von Klaus Wengst[1] («Jesu Lehre auf dem Berg») – künstlich erscheinen; und weil die Kennzeichnung als «Predigt» nicht ohne Anhalt am Text ist: In Mt 4,23 und 9,35, die den gesamten Zusammenhang der Kapitel 5–9 rahmen, ist zwischen dem Lehren und dem Heilen Jesu zusammenfassend vom Verkündigen Jesu die Rede.

1. Die Bergpredigt im Horizont des Matthäusevangeliums

Diese «Bergpredigt» ist die erste von fünf grossen Reden, die Jesus nach dem Zeugnis des Evangelisten Matthäus hält und die das Grundgerüst des Evangeliums bilden. Alle diese Reden porträtieren Jesus als den grossen Lehrer der Menschen. Sie wenden sich direkt an die Jünger Jesu – und indirekt an die nachösterliche «Ekklesia». Vor allem aber erschliessen diese fünf Reden Jesu einen weiten theologischen Bogen:

– Er reicht von der Bergpredigt (Mt 5–7), die der Einführung in das Evangelium dient,

– über die Aussendungsrede (Mt 10), die die Jüngerinnen und Jünger an der Sendung Jesu teilhaben lässt, das Evangelium von der Himmelsherrschaft zu verkünden,

– über die Gleichnisrede (Mt 13), die mit Bildern der Natur die Dynamik des Himmelreiches proklamiert,

– hin zur Rede über die Jüngergemeinde (Mt 18), die die Communio der Glaubenden bespricht,

– und schliesslich bis zur Rede über die Endzeit (Mt 24–25), die das eschatologische Gericht über die Jüngerinnen und Jünger und die Welt ankündigt, aber zugleich Hoffnung begründet, die nicht zugrunde gehen lässt.

Der Bergpredigt Mt 5–7 kommt als erster dieser Reden eine fundamentale Bedeutung zu. Sie ist eine Ouvertüre. Man darf sie darum nicht isoliert betrachten, darf sie nicht aus ihren Kontexten herausschneiden. Die Bergpredigt gehört in den Zusammenhang der anderen vier Reden des Lehrers Jesus und somit in den Horizont des gesamten Matthäus-Evangeliums. Das aber hat hermeneutische Konsequenzen für die Einschätzung ihrer Theologie ebenso wie für die Einschätzung der in ihr zur Sprache kommenden Ethik. Dann zeichnet sich nämlich ab, wie die Ethik der Bergpredigt das theologische Programm des gesamten Evangeliums durchsäuert: Sie ist Bestandteil der Jüngerpredigt und will den Lebensstil der Jüngerinnen und Jünger Jesu prägen (Mt 10); sie löst Widerspruch aus und ermutigt zugleich, ihn auszuhalten und konstruktiv werden zu lassen (Mt 13); sie weckt den Geist der Versöhnung unter den Glaubenden (Mt 18); sie erklärt schliesslich die Rechtslage im göttlichen Endgericht und lässt auf ein gnädiges Urteil jenseits der Verurteilung hoffen (Mt 23–25).

Der Münsteraner Priester Dr. theol. habil. Robert Vorholt ist Ordentlicher Professor für die Exegese des Neuen Testaments an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern.
Der vorliegende Artikel gibt die Antrittsvorlesung von Prof. Dr. Robert Vorholt an der Theologische Fakultät der Universität Luzern vom Mittwoch, 1. Mai 2013, wieder.

[1] Herbert Frankemölle: Matthäus-Kommentar. Düsseldorf 1999; Klaus Wengst: Das Regierungsprogramm des Himmelreichs. Eine Auslegung der Bergpredigt in ihrem jüdischen Kontext. Stuttgart 2010.

BERGPREDIGT

Umgekehrt wird erkennbar, dass in der Ethik der Bergpredigt die gesamte Theologie des Evangeliums zum Klingen gebracht wird: Denn ohne die Hoffnung auf den Anbruch und Durchbruch der Himmelsherrschaft, ohne die Ansage der Nähe Gottes, ohne das bevollmächtigte Zeugnis Jesu im Wort und in der Tat, ohne die österliche Botschaft von der Auferweckung des Gekreuzigten hingen die ethischen Imperative dieser «Rede aller Reden» (vgl. Hans Weder) in der Luft und unterlägen ihre moralischen Standards der permanenten Verwechslungsgefahr mit mediokren Weltverbesserungsideen.

2. Die Bergpredigt als Rede Jesu

Der synoptische Vergleich, vor allem mit der sogenannten «Feldrede» des Lukas-Evangeliums (Lk 6,20–49), aber auch form- und traditionsanalytische Untersuchungen legen den Schluss nahe, dass die Bergpredigt – so, wie sie uns im Matthäusevangelium vorliegt – vielleicht als eine «Cuvée» aus verschiedenen, dem Evangelisten bereits vorliegenden Traditionen betrachtet werden muss.[2] Das könnte freilich bedeuten, dass Jesus die Bergpredigt ihrer Struktur und vor allem dem genauen Wortlaut nach nicht genau so gehalten hat, wie Mt 5–7 das nahelegen. Doch umgekehrt lässt sich zeigen, dass nur wenige Aussagen der Bergpredigt inhaltlich der matthäischen Redaktion zuzuschreiben sind, dass also das Meiste dem Inhalt und dem Anspruch nach jesuanischem Gedankengut mindestens entspricht. Matthäische Komposition sind der Aufbau der Rede und einige sprachliche Details. Der Stoff im Ganzen besteht jedoch im Wesentlichen aus Matthäus vorgegebener Tradition, die man mittels der Kategorie der Erinnerung theologisch einholen und Jesus selbst zuordnen kann.

3. Der Aufbau der Bergpredigt

Der Aufbau der Bergpredigt ist klar und stringent. Über ihre Makrostruktur ist sich die exegetische Zunft weithin einig. Diskutiert wird allenfalls die genaue Abgrenzung einzelner Abschnitte. Allenthalben ist deutlich, wie sehr Mt 5–7 Ausdruck literarischer Kompositionskunst und theologischen Gestaltungswillens ist. Es ergibt sich folgendes Bild:

5,1 f. Einleitung
5,3–16 Die Adressaten: Jünger in der Welt
5,3–12 Die Seligpreisungen
5,13–16 Die Aufgabe

5,17–7,12 Das Programm: Die volle Gerechtigkeit
5,17–20 Die Programmatik: Erfüllung des Gesetzes
5,21–48 Die erste Konkretion: Antithesen
6,1–18 Die zweite Konkretion: Gute Werke
6,19–7,11 Die dritte Konkretion: Lebensweisheit
7,12 Die Programmatik: Goldene Regel

7,13–27 Die Perspektive: Leben mit der Weisung Jesu
7,13–14 Die beiden Wege
7,15–23 Gute und schlechte Früchte
7,24–27 Das Haus auf Fels und das Haus auf Sand

7,28–29 Schluss

Am Anfang der Bergpredigt wird die Szenerie entworfen (Mt 5,1–2): Jesus steigt auf einen Berg und setzt sich, seine Jünger treten an ihn heran, und er lehrt sie. Jesus beginnt die Bergpredigt mit der Zusage der Gottesherrschaft (Mt 5,3–16). Adressaten sind die Jüngerinnen und Jünger Jesu in der Welt. Die Seligpreisungen (Klaus Wengst: «Beglückwünschungen») entfalten, wie die Herrschaft Gottes von ihrer Wirkmacht her getaktet ist (5,3–12). Mit den Bildworten vom Salz und vom Licht werden anschliessend die Jünger zum Zeugnis für diese Wirklichkeit beauftragt (Mt 5,13–16). Danach entfaltet Jesus sein Programm (Mt 5,17–7,12). Der «Gerechtigkeit des Himmels» entspricht die Erfüllung des Gesetzes. Was das konkret bedeutet, erklärt der Lehrer Jesus in den sich dann anschliessenden Versen. Epizentrum des Gedankens ist der Appell, zuerst (d. h. vordringlich) nach dem Reich Gottes und nach Gottes Gerechtigkeit zu trachten (Mt 6,33). Was das heisst, wird in verschiedener Hinsicht dargelegt und abschliessend in der sogenannten «Goldenen Regel» zusammengefasst: «Alles nun, was ihr von anderen erwartet, das tut auch ihnen!» Danach wird auf der Basis des zuvor Gesagten eine Perspektive entwickelt. Der Prediger der Bergpredigt stellt die Relevanz des geforderten Tuns für die Teilhabe am Himmelreich heraus (Mt 7,13–27). Im Befolgen der Weisungen der Bergpredigt manifestiert sich die Zugehörigkeit zu Jesus und wird das Himmelreich Ereignis. Ein Nachwort (Mt 7,28 f.) nimmt schliesslich die vielen Menschen in den Blick und teilt deren Reaktion mit.

4. Das theologische und das ethische Programm der Bergpredigt

Ein theologisches Leitwort der Bergpredigt lautet «Gerechtigkeit». Dieses Leitwort hat eine christologische Grundlegung (Mt 3,15), aber auch eine eschatologische (Mt 6,33; vgl. 6,6.10) und eine ethische Dimension (Mt 5,20; 6,1). Beide, die eschatologische wie die ethische Dimension, bleiben mit der christologischen Grundlegung verbunden, weil (1) Jesus nicht anderen Wasser predigt und selbst Wein trinkt, und weil (2) «Gerechtigkeit» ein theologischer Begriff mit ethischer Konnotation ist. Die Theozentrik der Bergpredigt gewichtet den ethischen Appell, sie konkretisiert aber auch die Vermittlungsfrage: Das heisst:

– Für Jesus nimmt die Ethik der Bergpredigt (jedenfalls nach der Darstellung des Matthäusevangeliums) keine Fahrt auf ohne die Botschaft vom Anbruch der Himmelsherrschaft.

[2] Vgl. dazu Ulrich Luz: Das Evangelium nach Matthäus. Neukirchen-Vluyn ^{5}2002, 256 ff.

SKZ 33–34/2013

– Doch gerade daraus folgt für alle, die an den bevollmächtigten Repräsentanten dieser Herrschaft, Jesus, glauben, die Notwendigkeit eines Lebens nach den moralischen Standards der Bergpredigt.

Heisst das nun, dass es jenseits des jesuanisch geprägten Gottesglaubens keine echte Ethik gibt? Oder dass die Ethik nur für jene gilt, die glauben? Oder dass sie nur im Raum des Glaubens einleuchten könnte? Eine sachgerechte Antwort setzt voraus, die jesuanische Theozentrik der Bergpredigt genau zu bestimmen und vom Kontext des Matthäusevangeliums her exegetisch einzuordnen.

Ein zentraler Begriff jesuanischer Verkündigung und matthäischer Theologie ist der des «Willens Gottes».

– Der Ausdruck «Wille Gottes» begegnet im Matthäusevangelium zunächst einmal im Kontext des Betens: Nach Mt 6,10 gehört die Bitte um den Vollzug des Willens Gottes in die Mitte des Vater-Unsers, jenes Jüngergebetes also, das Jesus selbst gelehrt hat (Mt 6,9–13) und nach Mt 26,42 ist die Konvergenz der Ereignisse mit dem Willen Gottes Kerngedanke jenes Gebetes in höchster Not, das Jesus selbst im Garten von Gethsemane gesprochen hat. Hier wie dort ist der «Wille Gottes» ein wesentlich soteriologischer Begriff: Er zielt auf die Realisierung des Heilsplanes Gottes zum Leben der Menschen, der die Verwirklichung der Gottesherrschaft voraussetzt (Mt 6,9–13), und sich sogar durch Leiden hindurch Bahn bricht (Mt 26,42). Jesus selbst verwirklicht den Willen Gottes auf Erden; in seiner Nachfolge sollen es auch die Jünger tun.

– Der Ausdruck «Wille Gottes» begegnet daneben auch im Kontext der Verkündigung Jesu: In Mt 7,21 leitet er das Schlusswort der Bergpredigt ein; nach Mt 12,50 bedingt seine Erfüllung die Zugehörigkeit zur Familie Jesu (Mt 12,46–50); nach Mt 18,14 begründet der Wille Gottes die Pflicht zur Vergebung und zur Sorge um die Kleinen; und in Mt 21,28–32 wird der Wille Gottes sogar zum Inhalt eines Gleichnisses. Es zeichnet sich also ab, wie sehr Jesus durch seine Verkündigung den ethischen Anspruch profiliert.

Neben dem so kontextualisierten Zentralbegriff des «Willens Gottes» steht ein zweites, nicht weniger wichtiges Hauptwort matthäischer Theologie, nämlich das der «Gerechtigkeit».

– «Gerechtigkeit» ist bei Matthäus ein durchgängig soteriologischer Begriff: Jesus erfüllt sie (Mt 3,15). Die Jünger sollen nach ihr suchen (Mt 6,33). Die soteriologische Dimension der «Gerechtigkeit» Gottes knüpft an die alttestamentliche Grundbestimmung an, dass Jahwe gerecht ist: vor allem in der Treue zu seinen Verheissungen.

– Die «Gerechtigkeit» hat bei Matthäus aber nicht nur einen soteriologischen, sondern auch einen ethischen Impetus. Auch der ist alttestamentlich vorgegeben: Jahwe verwirklicht nicht nur Gerechtigkeit, er verlangt sie auch.

Beides, die soteriologische und ethische Bedeutung von «Gerechtigkeit», sind bei Matthäus miteinander verbunden: Dadurch, dass Gott seine Gerechtigkeit nicht erst im Jenseits verwirklicht, sondern bereits im Hier und Heute der Glaubenden.

Zwei theologische Hauptwörter bei Matthäus: der «Wille Gottes» und die «Gerechtigkeit». Von ihnen her fällt ein Licht auf eine theologische Basis, ohne die es – nach Matthäus – keine Ethik gäbe, die aber ihrerseits ohne Ethik keine theologische Basis wäre.

Was in der Bergpredigt gefordert ist, zielt auf konkrete Denk- und Handlungsformen. Es soll getan werden in und von der Gemeinschaft derer, die an Jesus Christus glauben. Das ist gegen die Theorie derer zu betonen, die in dieser Lehre in erster Linie einen Sündenspiegel sehen. Die Forderungen der Bergpredigt zielen auf Praxis – nicht weniger, als es der Dekalog tut. Doch auch dort ist nicht vorausgesetzt, dass sie immer und überall und von allen befolgt werden, dass es also nicht Schuld und Versagen gäbe und damit die Notwendigkeit von Versöhnung. Die Erfahrung von Sünde und Vergebung dispensiert aber nicht von der Praxis, sondern stellt genau umgekehrt wieder neu in sie hinein[3]. Von der Bergpredigt her gesehen ist der neuzeitlich postulierte Gegensatz von Theonomie und Autonomie darum eine schlichte «Luftbuchung». Der prophetische, von Mt 5–7 her inspirierte Geist hingegen weiss, dass die Menschen überfordernde ethische Normen, die im Namen Gottes begründet würden, ebenso zurückzuweisen wären wie der Versuch der Proklamation einer Ethik ohne die Annahme des sie begründenden und zugleich eröffnenden Gottes.

5. Die Einleitung zur Bergpredigt (Mt 5,1 f.)

Vor diesem Hintergrund kehren wir zurück zum Beginn der Bergpredigt (Mt 5,1–2): «Als er aber die Menschenmengen sah, stieg er auf den Berg und setzte sich, und seine Jünger traten zu ihm. Und er öffnete seinen Mund und lehrte sie, indem er sagte:» Das Wort «Jünger» begegnet hier in der Einleitung zur Bergpredigt im Kontext des Matthäusevangeliums zum ersten Mal. Vielleicht muss man es an dieser Stelle sogar passgenauer mit «seine Schüler» wiedergeben, weil unmittelbar im Vers darauf vom Lehren Jesu die Rede ist (Mt 5,2). Zum Lehrer gehören die Schüler wie zum Lehren das Lernen. Jesus begegnet hier also als Lehrer. Das wird vom Text nun näher hin konkretisiert:

Jesus, heisst es, «setzte sich» – und seine Jünger bzw. Schüler «traten zu ihm» (Mt 5,1). Alexander Sand[4] macht in beiden Bewegungen eine Parallele zur Figur eines frühjüdischen schriftgelehrten Rab-

[3] So Wengst (wie Anm. 1), 22.

[4] Alexander Sand: Das Evangelium nach Matthäus. Regensburg 1986, 99.

SKZ 33–34/2013

BERGPREDIGT

biners aus, der sitzend lehrt, während seine Schüler um ihn herumstehen. Das Bild taugt, um das Lehrer-Schüler Verhältnis zwischen Jesus und den Jüngern weiterhin zu betonen. Aber es reicht noch weiter: Matthäus fängt hier in bildhafter Rede ein, dass Jesus gewissermassen die Kathedra des Berges – einen Lehrstuhl also – besteigt. Er legt seinen Schülern den Willen Gottes aus und erklärt, was im Licht der Gottesherrschaft Gerechtigkeit bedeutet.

Eine dritter Aspekt mag noch hinzukommen: Die Position des Sitzens galt in der Antike als Ausdruck besonderer Würde – für Richter, Herrscher und Lehrer. In der Darstellung des Matthäusevangeliums gelten für Jesus alle drei Zuschreibungen in christologischer Anreicherung – und zwar interessanterweise jeweils im Zusammenhang mit dem Motiv des Berges, dem Sitzen Jesu und dem ausdrücklich erwähnten «Herantreten der Jünger an ihn».

– So heisst es in Mt 24,3: «Und als er auf dem Ölberg sass, traten seine Jünger an ihn heran und sagten, als sie alleine waren: Sage uns, wann wird das geschehen? Und was wird das Zeichen sein für Dein Kommen und für das Ende der Welt?»

Was unmittelbar folgt, ist die bis ins 25. Kapitel hinein breit entfaltete Rede über die Endzeit, die den Menschensohn Jesus als den eschatologischen Richter vorstellt (vgl. Mt 25,31–46). Auch das Motiv des Herrschers klingt hier bereits an.

– In Mt 28,16-20 wird aus dem Herantreten der Jünger ein noch verstärktes «vor ihm niederfallen», aber wieder begegnet das Bergmotiv, und dann sagt dort der auferweckte Jesus über sich selbst: «Mir ist alle Macht gegeben im Himmel und auf Erden» (Mt 28,18). Was hier also deutlich aufscheint, ist das Motiv des Herrschers über die Welt. Aber es ist die Herrschaft des Auferweckten, der als solcher der Gekreuzigte bleibt. Nach dieser Machtmanifestation lässt Matthäus den Lehrer Jesus seine Schüler auffordern, aufzubrechen und alle Völker mitlernen zu lassen.[5] Für diese Art des Lehrens verweist er darauf, was er ihnen geboten hat, also auch auf das Curriculum der Bergpredigt.

– In der Einleitung der Bergpredigt Mt 5,2 liegt der Aspekt des Lehrens schliesslich auf der Hand, indem das dann folgende Reden ausdrücklich als Lehren gekennzeichnet wird.

Das Zusammenstehen dieser drei Motive an drei zentralen Stellen des Evangeliums kann nicht bedeutungslos sein. Für den theologischen Verstehenshorizont bedeutsam erscheint mir das Summarium Mt 15,29 f. zu sein. Dort fasst Matthäus wie folgt zusammen:

«Als Jesus von dort weitergegangen war, kam er an das Meer von Galiläa, und nachdem er auf den Berg gestiegen war, setzte er sich. Und grosse Volksmengen traten zu ihm heran; sie hatten Lahme, Blinde, Verkrüppelte, Stumme und viele andere Kranke bei sich und legten sie ihm zu Füssen, und er heilte sie.»

Das Besondere an diesem Summarium scheint mir zu sein, dass hier – wiederum im Rekurs auf das Bergmotiv und auf das «Herantreten» (jetzt) der Menschenmenge an den Lehrer Jesus – dieser nun porträtiert wird als einer, der Menschen heilt, der ihnen also zu Leben hilft. Das heisst: Lehren und Heilen, Lehre und Leben gehören im Blick auf das Wirken Jesu unmittelbar zusammen. Sein Wort eröffnet neue Lebenshorizonte. Und sein Handeln eröffnet neue Lebensperspektiven.

Das Motiv, dass Jesus sich setzt, ist unmittelbar vorher und nachher mit den Aussagen verbunden, dass er auf «den Berg» hinaufsteigt. Werfen wir also abschliessend einen Blick auf den Berg:

6. Das Motiv des Berges (Mt 5,1)

Der Berg mit bestimmtem Artikel, aber ohne Namen, verweist in einem theologischen Sinn auf einen Begegnungspunkt zwischen Himmel und Erde. Es handelt sich dabei nicht um einen geographischen Begriff, sondern um einen theologischen. Auch das Hinaufsteigen zu diesem Berührungspunkt von Himmel und Erde hat soteriologischen Charakter, denn hier lehrt der Lehrer Jesus die Seinen den Willen Gottes und den Weg der Gerechtigkeit. Es wird also eine Verbindung geschaffen zwischen Himmel und Erde.

Die grossen und bedeutenden Figuren des Ersten Testaments, die diese Verbindung gewissermassen als Pioniere erlebt und dann proklamiert haben, sind Mose und Elija (Ex 33,9–11.18-23; 1 Kön 19,9–13): Das Motiv, dass Jesus auf den Berg steigt, knüpft also in der Weise an den Sinai bzw. den Horeb an, als es eine ausgesprochen enge Verbundenheit mit Gott zum Ausdruck bringt, mehr noch: Gottes bevollmächtigte Repräsentanz unter den Menschen und das Moment der vollgültigen Auslegung seines Willens. Gerade in dieser Hinsicht ist Jesus für die Autoren des Neuen Testaments unüberbietbar.

Eine solche Interpretation und Deutung ist leider anfällig für eine Reihe von Missverständnissen und Verzerrungen. So wurde in der Vergangenheit das Motiv, dass Jesus in Mt 5,1 auf den Berg steigt, immer mal wieder so verstanden, dass Matthäus damit eine antitypische Parallele zu Mose am Sinai schaffe, dass also Jesus die Tora vom Sinai hier gewissermassen überbietend entsorge bzw. ad acta lege.

Dem ist klar zu widersprechen. Schon der Erzähl-Rahmen des Matthäusevangeliums gibt das nicht her. Denn ungefähr in der Mitte des Evangeliums wird ein anderes Geschehen auf «einem hohen Berg» – wie es heisst – erinnert: Die Erzählung von der Verklärung Jesu (Mt 17,1–8). Hier wird Mose ausdrücklich genannt – und mit ihm Elija. Beide aber sprechen mit Jesus (Mt 17,4). Mose und Elija repräsentieren die Tora und die Propheten Israels,

[5] Wengst (wie Anm. 1), 31.

im Matthäusevangelium mithin die gesamte Heilige Schrift Israels (vgl. Mt 5,17; 7,12; 22,40). Es geht hier also nicht um Ablösung und Negation. Im Gegenteil: Erst von der Tora und den Propheten her, erst im Licht der Schrift, will Matthäus sagen, wird Jesus transparent und verstehbar als der, der er ist: der Emmanuel, der Sohn Gottes.

Der Berg am Beginn der Bergpredigt ist kein Antityp zum Sinai. Und doch liegt ihm hier in Mt 5,1 eine antitypische Komponente zugrunde; allerdings im Blick auf einen ganz anderen Berg. In Mt 4,8 begegnet dieser «sehr hohe Berg». Es ist der Berg der Versuchung. Von hier aus hatte der Teufel Jesus «alle Reiche der Welt mit ihrer Pracht» gezeigt und ihm eine düstere Weltherrschaft angeboten. Der Berg als Symbol feindlicher Macht ist biblisch vorgeprägt durch Jeremia 51,25 und Sacharja 4,7. Mt 5,1 setzt dem nun im Kanon der gesamten Bergpredigt eine echte Alternative entgegen: Der Herrschaft des Bösen steht Jesus entgegen, der der wahre Herrscher dieser Welt ist. Vom Berg seiner Wahrheit aus entfaltet er die Lehre jenes Gottes, der die Menschen liebt, dessen rettende Nähe gerade den Bedrängten und Notleidenden verheissen ist (vgl. Mt 15,29–30), dessen Gericht ein Gericht der Barmherzigkeit ist und dessen Rechtsprechung sich an dem orientiert, was jemand den Geringsten seiner Schwestern und Brüder an Hilfe und Solidarität erwiesen hat (Mt 25,31–46).

Am Ende der Bergpredigt notiert Matthäus die Reaktion der Menschen. Die Menge, heisst es, «war erstaunt» bzw. «war ausser sich». Das hier gebrauchte Verbum begegnet bei Matthäus viermal. Es lässt sich an allen Stellen im Zusammenhang verstehen: Mt 13,54; 19,25; 22,33; 7,28. Die Grundbedeutung des passiv gefassten Verbums ist «herausgeschlagen werden».[6] Das Wort Jesu hat Gewicht, mehr noch: Es hat Wucht. Was Jesus verkündet, ist kein seichtes Wellness-Programm. Es ist vielmehr die Ansage, dass Gottes Wirklichkeit als eine Wirklichkeit unermesslicher Liebe über diese Welt herein- und in sie hineinbrechen wird. Wer darüber in Erstaunen versetzt wird, kann nicht gemütlich in der Hängematte liegen bleiben. Die Lehre des Bergpredigers Jesus provoziert zum Aufstehen, und dann zur Nachfolge auf dem Weg der Gerechtigkeit. Der Schriftsteller Peter Härtling sagt es so: «Jesus entwirft ein Muster für das menschliche Zusammenleben. Es ist ein Muster auch, und das ist das Aufregende, für ein friedfertiges Zusammenleben. Das ist es, was ihn für meine Begriffe einzigartig macht. Und genau diese Einzigartigkeit, diese grosse Utopie, die man aber nie als Utopie nehmen sollte, sondern immer als Auftrag, lässt auch den Gedanken zu, dass Jesus selbst als Gestalt ein Entwurf ist. Und dann bin ich dort, wo man glaubt».[7] Ich füge hinzu: Zwischen Himmel und Erde – Am Fusse des Berges. *Robert Vorholt*

BERGPREDIGT

[6] Ebd.

[7] Peter Härtling: An die Bergpredigt kann man glauben. Über Politik und christliches Engagement, in: Karl-Josef Kuschel (Hrsg.): Weil wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen. 12 Schriftsteller über Religion und Literatur. München 1985, 36–49, hier 40.

AMTLICHER TEIL

BISTUM BASEL

Missio canonica

Diözesanbischof Dr. Felix Gmür erteilte die Missio canonica per 1. August 2013 an:
Judith von Rotz Durrer als Pastoralassistentin in der Pfarrei St. Franziskus Kriens (LU);
Michaela Zurfluh Merkle als Pastoralassistentin in der Pfarrei Maria Rosenkranzkönigin Ebikon (LU).

BISTUM CHUR

Voranzeigen

Einladung zur Missiofeier

Am Samstag, 21. September 2013, wird Weihbischof Dr. Marian Eleganti um 14 Uhr im Rahmen einer Eucharistiefeier folgenden Personen die Missio canonica als Pastoralassistentinnen bzw. Pastoralassistenten erteilen:

Katrin Allmendinger für die Pfarrei Mariä Empfängnis in Davos;
Zeno Cavigelli für die Pfarrei Maria Frieden in Dübendorf im Seelsorgeraum Dübendorf-Fällanden-Schwerzenbach;
Jasmine Guderzo für die Pfarrei Hl. Dreifaltigkeit in Bülach;
Holger Jünemann für die Pfarrei Hl. Adelrich in Freienbach;
Beat Reichlin für die Pfarreien Hl. Martin und Bruder Klaus im Seelsorgeraum Altdorf;
Ursula Ruhstaller für die Pfarrei Mariä Himmelfahrt in Schattdorf.

Zu dieser Missiofeier sind alle herzlich eingeladen.

Einschreibung für den Pastoralkurs 2014/2015

Der Pastoralkurs 2014/2015 beginnt am 2./3. Oktober 2014 mit den Einführungstagen und findet in der Form von drei zweiwöchigen Blockkursen im November 2014, Januar 2015 und April/Mai 2015 im Priesterseminar St. Luzi in Chur statt.
Interessierte sind gebeten, sich bis 15. Januar 2014 anzumelden bei: Subregens Luis Varandas, Alte Schanfiggerstrasse 7, 7000 Chur (Büro direkt 081 254 99 27 oder Sekretariat 081 254 99 99, E-Mail subregens@priesterseminar-thc.ch).

Chur, 8. August 2013 *Bischöfliche Kanzlei*

Portal kath.ch Gratisinserat
Das Internetportal der Schweizer Katholiken/Katholikinnen

BÜCHER

Spiritualität und Sexualität

Wunibald Müller: Vom Kusse seines Mundes trunken. Sexualität als Quelle der Spiritualität (= Topos Taschenbuch 802). (Verlagsgemeinschaft topos plus) Kevelaer 2012, 92 S.
Pierre Stutz: Deine Küsse verzaubern mich. Liebe und Leidenschaft als spirituelle Quellen. (Kösel Verlag) München 2012, 192 S.

Seit einiger Zeit sind katholische Theologie und Kirche auf der Suche nach einer neuen Sexualethik und Sexualpädagogik. Hierzu erhoffen sich einige auch Impulse vom neuen Papst. Offensichtlich sind herkömmliche Denkformen dem Menschen nicht (mehr) gerecht geworden. Mittlerweile bahnt sich ein Paradigmenwechsel an, der durch die Aufdeckung der Missbrauchsdelikte beschleunigt worden ist: Dazu gehören eine Neueinschätzung der Leibhaftigkeit des Menschen, weiter eine Infragestellung der objektivistischen Sündenmoral, wie sie in Beichtstühlen konkret wurde, und ein Verzicht auf eine autoritäre Gehorsamspädagogik mit dem Kürzel: «Das darfst du nicht!» Als neue Konturen zeichnen sich ab: eine an der Person orientierte Beziehungsethik, welche auf die Qualität der Beziehung achtet, ferner das Bemühen um eine dialogische Erziehung, die versucht, die Menschen in ihrem Gewissen anzusprechen. Die traditionellen Sündenkataloge werden hinterfragt, nicht weggeworfen. Neu ins Blickfeld kommen Tugenden, die eine innere Nähe zwischen Einstellungen vieler Jugendlicher und Werten der Kirche bzw. des Evangeliums sichtbar machen, etwa bei den Werten Freundschaft, Liebe, Treue und Ausschliesslichkeit intimer Beziehungen. Neue Projekte der sexuellen Aufklärung, wie sie von der Caritas, von MFM und Teenstar entwickelt werden, weisen in dieselbe Richtung.

Neue Verbindungen

Hier sollen zwei wertvolle Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt kurz angesprochen werden, die sich um eine (früher undenkbare) Verbindung von Sexualität und Spiritualität mühen. Die eine stammt vom Psychologen und Exerzitienleiter Wunibald Müller (Münsterschwarzach), die andere vom bekannten spirituellen Autor und geistlichen Begleiter Pierre Stutz (Lausanne).
Wunibald Müller konturiert Sexualität (in seiner Überarbeitung einer früheren Publikation aus dem Jahre 2003) auf der negativen Folie einer traditionellen Domestizierung und ihrer Belastung mit der Erbsünde neu als Gabe Gottes. Aufgrund eigener Erfahrung verband nämlich Augustinus die Sünde Adams und Evas mit Sexualität und dem fleischlichen Begehren des Menschen, ohne dass diese Verbindung in der Sündenfallerzählung oder bei Paulus (Röm 5,12ff.) vorkäme. Anselm Grün meinte dazu, dass die christlichen Kirchen versuchten, die Sexualität in den Turm zu sperren, anstatt mit ihr ins Gespräch zu kommen.

Schattenseiten der Sexualität

Weder Pierre Stutz noch Wunibald Müller sind blind für die Schattenseiten der Sexualität und sprechen keiner laxen «Laissez-faire»-Moral das Wort. Während Letzterer von der Banalisierung in der Werbung und von der Ausbeutung der Sexualität spricht, insbesondere von den bestürzenden Missbrauchsfällen, redet Stutz von der Verletzlichkeit des Menschen in diesem sensiblen und intimen Bereich. Dabei hat er sich bei christlichen Mystikerinnen wie Mechthild von Magdeburg (1207–1282) umgesehen und durchaus wertvolle Erfahrungen identifiziert: Erotik liegt genauso nahe bei Schmerz, Verwundung und sogar Tod wie bei Glück und Erfüllung. Denn jede menschliche Erfahrung ist begrenzt, bedingt und kann in die «Egoismusfalle» (S. 71) tappen. Weiter spricht der ehemalige Jugendseelsorger von der «dunklen» Seite der Sexualität, etwa ihrer Käuflichkeit und der damit verbundenen Beziehungslosigkeit. Leibhaftige Nähe setzt indessen geistig-seelische Nähe voraus (S. 73). Es braucht insgesamt Mut, neben der neuen optimistischen Sicht auf Sexualität «auch das Destruktive dieser Schöpfungskraft zu benennen» (S. 73). Gerade in der Erziehung und Prävention wird heute darauf geachtet, dass Frauen und Kinder lernen, Nein zu sagen.

Riten und Selbstbejahung

Wie geschieht nun in den beiden zukunftsweisenden Schriften die Verbindung von Sexualität und Spiritualität? – Pierre Stutz hat schon länger auf die Bedeutung von Riten und Ritualen für das Leben aufmerksam gemacht. Solche führt er auch hier unter dem Stichwort «Zärtlichkeit» an und meint damit einen kultivierten Umgang der Menschen untereinander: speziell in Konflikten, beim Verzeihen und bei jedem Neuanfang. Rituale – etwa das Grüssen – werden so zu Zeichen der Liebe und machen den Segen Gottes transparent. Sie bringen in ihrer Zärtlichkeit, die auf Besitzansprüche verzichtet, eine neue Wertschätzung der Person in ihrer Ganzheitlichkeit und Leibhaftigkeit zum Ausdruck.
Ein weiterer spiritueller Zugang besteht in der unumwundenen Bejahung der eigenen Person mit all ihren Talenten und Fähigkeiten, aber auch mit ihrem Sosein, ihrer Herkunft und Biografie, nicht zuletzt mit der sexuellen Orientierung, die viele nicht eigens so gewählt haben, wie sie ihnen geschenkt wurde. Wunibald Müller akzentuiert das Ja zur Leibhaftigkeit als Zugang zur Spiritualität «Ich habe nicht einen Leib, ich bin ein Leib» (S. 37), sogar ein «Tempel des heiligen Geistes» (1 Kor 3,16). Und er plädiert für eine Bejahung der inneren Gefühle als Ja zur Herzmitte der Person. Von einer besonderen Transzendenzerfahrung spricht er anlässlich der gegenseitigen Überschreitung der Partnerschaft in der Fruchtbarkeit. Das Kind verweist (für glaubende Menschen) auf seine Weise auf den Schöpfer.
Wer die beiden Bücher liest und auf sich wirken lässt, stellt zuerst einen neuen Grundton in diesem Bereich fest. Dann sind besonders neue Grundpositionen in dem gesamten Bereich auszumachen. Gewiss sind damit noch nicht alle diesbezüglichen Probleme gehört, doch scheinen beide Werke in ihrer schonungslosen Offenheit authentische Erfahrungen des Glaubens zu deuten und für das weiterführende Gespräch in der römisch-katholischen Kirche gewinnbringend zu sein.

Stephan Leimgruber

Wie heute Liturgie feiern?

Adolf Adam/Winfried Haunerland: Grundriss Liturgie. Völlig überarbeitete Neuausgabe. (Herder Verlag) Freiburg-Basel-Wien ([1]1985) [9]2012, 520 S. (Die Seitenzahlen in Klammern beziehen sich auf die Neuausgabe.)

Fünfzig Jahre nach dem Beginn des Zweiten Vatikanums und vierzig Jahre nach der Synode 72 hat die Liturgie ihre Selbstverständlichkeit verloren. Vielen gottesdienstlichen Feiern ist jene Begeisterung abhanden gekommen, welche die neue, in der Landessprache gefeierte Liturgie bewirkt hat. Zwar brachte die Liturgiekonstitution «Sacrosanctum Concilium» eine liturgische Neuerung, die mehr als andere Dokumente des Konzils den Geist der Öffnung sichtbar und spürbar machte. Heute jedoch wird gerade dieses Dokument hinterfragt und von einer Minorität sogar abgelehnt. Das Verstehen liturgischer Symbolhandlungen und die aktive bewusste Teilnahme am Gottesdienst stehen zur Disposition. In Städten und an weiteren Orten kommt es zu vorkonziliaren Gottesdiensten in lateinischer Sprache – gewiss innige Feiern – aber ohne Klarheit, Verständlichkeit, Transparenz und ohne jene Hochgebete, die einst die Schweizer Synode der Gesamtkirche geschenkt hat. Die Frage stellt sich neu: «Wie kann man heute sinnstiftend und verantwortungsbewusst Gottesdienst feiern?»

Ein Grundlagenwerk

In dieser Situation ist die Neuausgabe von «Grundriss Liturgie», 1985 erstmals von Adolf Adam publiziert und 2012 von Winfried Haunerland stark überarbeitet und ergänzt, ein hochwillkommenes Geschenk, vermittelt es doch in flüssiger und eingänglicher Sprache elementares liturgiewissenschaftliches Basiswissen. Es

will verlässliche Informationen über den Gottesdienst der Kirche liefern und dazu beitragen, diesen Gottesdienst «tätig, fruchtbar und bewusst äusserlich und innerlich mitzufeiern» (S. 16 f.). Der Aufbau des Grundlagenwerkes ist evident: Teil eins (Kapitel I–VII) widmet sich allgemeinen und geschichtlichen liturgischen Fragen, Teil zwei den speziellen liturgischen Gebieten, nämlich der Feier der Sakramente der Kirche (Kapitel VIII–XV), weiteren liturgischen Feiern der geistlichen bzw. Ordensgemeinschaften (XVI) und der Sterbe- und Begräbnisliturgie (XVII). Es folgen gediegene Einführungen in das kirchliche Stundengebet (XIX), in die Zyklen und Feste des Kirchenjahres (XX), in die «Orte» und «Räume» der Liturgie (XXI) und abschliessend ein instruktiver Ausblick in die Zukunftsaufgaben (XXII).

Wohltuend am Werk ist nicht nur das dezidierte Ja zur konziliaren Erneuerung der Liturgie: die «Hochschätzung der Liturgie», die «Förderung tätiger Teilnahme seitens der Gläubigen», die «Aufwertung der Liturgiewissenschaft und der liturgischen Ausbildung» seit dem Konzil, sondern auch die «Allgemeine Erneuerung der Liturgie in ihren wandelbaren Teilen» (S. 77). Liturgie ist mehr als die «Summe aller Zeremonien (Rubriken)», sondern Teilhabe am Paschamysterium und «Dialog zwischen Gott und den Menschen» (S. 22). Es darf erinnert werden: Zur Verwirklichung der Konzilsbeschlüsse wurde einst das «Consilium ad exsequandam constitutionem de sacra liturgia» eingesetzt, dem auch Bischof Anton Hänggi angehört hatte, wo grosse Arbeit geleistet wurde. Nicht verschwiegen wird allerdings, dass Johannes Paul II. bereits am 3. Oktober 1984 den Bischöfen die Erlaubnis einräumte, Liturgie wieder nach dem «Tridentinischen Ritus» zu feiern, und Papst Benedikt XVI. am 7. Juli 2007 im Motu Proprio «Summorum pontificum» verfügte, die liturgischen Bücher von 1962 als ausserordentliche Form des römischen Ritus wieder zuzulassen (S. 89 f.). Diese «in Liturgiegeschichte beispiellose(n) Lösung der Zulassung zweier Entwicklungsstufen des einen römischen Ritus» (S. 84) erreichte allerdings ihr Ziel nicht, nämlich die Überwindung der Spaltung mit den Traditionalisten. Und die damit wieder zugelassene Karfreitagsfürbitte für die Juden – auch in ihrer revidierten Form – blieb missverständlich und erntete seitens jüdischer Kreise Kopfschütteln und mehr!

Zukunftsaufgaben

Als Zukunftsaufgaben der Liturgiewissenschaften nennt Winfried Haunerland die weitere «Liturgische Erneuerung als bleibende Aufgabe» (S. 591), dazu gehören die Balance von Einheit und Vielfalt («Wie viel gottesdienstliche Vielfalt benötigt die Einheit der Weltkirche?» [S. 492]), ferner ein Bedenken der tätigen Teilnahme der Gläubigen an den liturgischen Feiern, die Rückgewinnung der Vielfalt gottesdienstlicher Feiern, ohne die Eucharistie ihrer Wertschätzung zu berauben, das Bemühen um eine verständliche Sprache in Gottesdiensten mit nicht kirchlich sozialisierten Menschen, die Entwicklung von neuen gottesdienstlichen Ritualen für spezielle Situationen (z. B. Feiern der Mündigkeit in den neuen Bundesländern, oder Feiern anlässlich der Umwidmung von Kirchen). Hinzuzufügen wäre eine stärkere Berücksichtigung der Wort-Gottes-Feiern, vermehrter Einbezug der Kinder in der Liturgie, als es in diesem «Grundriss» möglich ist, für die ja bereits eigene liturgische Hochgebete bestehen (nicht aber für Jugendliche). Da Christus und die Gemeinde Träger des Gottesdienstes sind, sollte mehr Sorgfalt auf die Rollen der Laien im Gottesdienst verwendet werden, besonders auch der Kinder. Auffällig ist schliesslich die geringe Rolle, welche die Frauen in der römisch-katholischen Liturgie spielen. (Die Sprache ist bezeichnenderweise und kommentarlos nicht «gegendert»). Gleichwohl ist der neue «Grundriss Liturgie» eine zuverlässige Information über den aktuellen Stand der Liturgiewissenschaft, welche sich mehr als kritische Reflexion der liturgischen Praxis begreift. Er spiegelt die derzeitige liturgische Situation mit ihren Fragen und Problemen in sachlicher und zutreffender Weise. Personen- und Sachregister fehlen ebenso wenig wie Schemen, Tabellen und die jeweils vollständig zitierte Literatur aus dem deutschsprachigen Raum.

Was ist heute notwendig?

Überlegen wir im Anschluss an diese verdienstvolle Neuauflage von «Grundriss Liturgie», welche Faktoren denn heute für das Gelingen liturgischer Feiern notwendig sind: *An erster Stelle* dürfte eine Nähe zwischen erfahrener gemeinschaftlicher Praxis im Alltag und liturgischem Beten und Feiern stehen. Eine Gruppe bzw. eine versammelte Gemeinschaft sollte miteinander auf dem Weg sein, um gemeinsam die Augen zu Gott erheben zu können und um dessen Beistand zu flehen. Anliegen oder Schicksalsschläge, die Menschen zusammenschweissen, bilden stimmige Voraussetzungen für authentische liturgische Feiern: Der Beginn eines neuen Schuljahres (bei dem z. B. Muslime nicht mehr ausgesperrt werden können), eine Schlussfeier, eine Ehrung, das Ende einer Lebensphase, ein Jubiläum, ein Unglück, ein Todesfall, der Sonntag als Tag der Ruhe und des Gedächtnisses, Feste usw. *An zweiter Stelle* für das Gelingen einer liturgischen Feier steht das wechselseitige Empfangen und Geben. Die Liturgiewissenschaft spricht von der herabsteigenden («katabatischen») und aufsteigenden («anabatischen») Bewegung gottesdienstlichen Handelns (S. 21 f.). Einerseits kommt Gott den Feiernden mit seiner Gnade, seinem Wort und Segen zuvor, andererseits bringt die Versammlung ihre Nöte und ihren Dank zu Gott. «Ziel [der Liturgie] ist die Heiligung des Menschen» (S. 21) und der Lobpreis Gottes. *Drittens* ist Liturgie eine Kunst, deren Gelingen abhängig ist von ihrer kommunikativen Kraft: von der Verstehbarkeit, von der Dichte und Transparenz sowie von der Sprache. Dazu gehört auch, dass alle Sinne, dass Leib und Seele, Körper und Geist angesprochen werden und dass man sich um eine angemessene musikalische Gestaltung bemüht. Die Atmosphäre sollte *viertens* im Zeichen der Gastfreundschaft stehen, die spürbar macht, wie sehr alle Teilnehmenden willkommen sind. Weniger hilfreich ist die Feststellung des Jugendkatechismus, dass der Besuch des Gottesdienstes ein Gebot unter schwerer Sünde ist (Youcat 2011, S. 201, Nr. 365). Mir scheint, dass der heutige Mensch mehr denn je offen ist für gemeinschaftliches Feiern. Er ist auf der Suche nach Sinn und Wertschätzung, nach Ritualen, die ihm gerecht werden, und nach offenen Menschen, die sie freimütig feiern. Sind diese Voraussetzungen erfüllt, könnte das gottesdienstliche Feiern der Kirche neue Überzeugungskraft gewinnen und sowohl Gott preisen als auch den Menschen guttun.

Stephan Leimgruber

Autoren dieser Nummer

Dr. *Winfried Bader*
Leopoldweg 1d, 6210 Sursee
winfried.bader@pfarrei-sursee.ch

Dr. *Iso Baumer*
rue Georges-Jordil 6, 1700 Freiburg
iso.baumer@bluewin.ch

Prof. Dr. *Stephan Leimgruber*
Geschwister-Scholl-Platz 1
D-80539 München
leimgruber@kaththeol.uni-muenchen.de

Prof. Dr. *Martin Mark*, Universität Luzern, Postfach 4466, 6002 Luzern
martin.mark@unilu.ch

Prof. Dr. *Robert Vorholt*, Universität Luzern, Postfach 4466, 6002 Luzern
Robert.Vorholt@unilu.ch

Peter Zürn, dipl. theol. et dipl. päd.
Bibelpastorale Arbeitsstelle
Bederstrasse 76, 8002 Zürich
peter.zuern@bibelwerk.ch

Schweizerische Kirchenzeitung
Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge / Amtliches Organ

Redaktion
Maihofstrasse 76, PF, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
E-Mail skzredaktion@lzmedien.ch

Redaktionsleiter
Dr. *Urban Fink-Wagner* EMBA

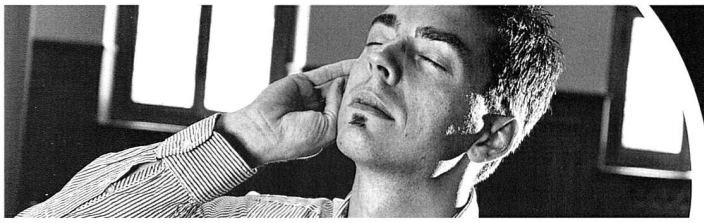
Stellen-Inserate
Telefon 041 767 79 03
E-Mail skzinserate@lzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate
Telefon 041 370 38 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente
Telefon 041 767 79 10
E-Mail skzabo@lzfachverlag.ch

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Freitag der Vorwoche, 12.00 Uhr. Das vollständige Impressum erschien in SKZ-Nr. 31-32/2013, S. 492.

Kipa-Woche als SKZ-Beilage
Redaktionelle Verantwortung:
Redaktion Kipa, Bederstrasse 76
Postfach, 8027 Zürich
E-Mail kipa@kipa-apic.ch



Modular und ausbaubar

Weil es darauf ankommt, wie es ankommt.

MEGATRON
www.kirchenbeschallungen.ch
Bahnhofstrasse 50 | 5507 Mellingen
Tel. 056 481 77 18
megatron@kirchenbeschallungen.ch

Versilbern Vergolden
Reparieren
Restaurieren

Ihre wertvollen und antiken Messkelche, Vortragskreuze, Tabernakel, Ewiglichtampeln und Altarleuchter restaurieren wir stilgerecht und mit grossem fachmännischem Können.

SILBAG AG
Grossmatte-Ost 24 · 6014 Luzern
Tel. 041 259 43 43 · Fax 041 259 43 44
e-mail info@silbag.ch · www.silbag.ch

IM – Schweizerisches katholisches Solidaritätswerk
MI – Œuvre catholique suisse de solidarité
MI – Opera cattolica svizzera di solidarietà
MI – Ovra catolica svizra da solidaritad

Über das eigene Leben hinaus wirken

Wenn Sie die IM in Ihrem Testament berücksichtigen, unterstützen Sie den Kirchenerhalt, bedürftige Seelsorger oder die Seelsorge. Damit die Solidarität lebt.

Broschüre bestellen: Tel. 041 710 15 01, info@im-solidaritaet.ch, www.im-solidaritaet.ch

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
Tel. 055 / 412 23 81
Fax 055 / 412 88 14
LIENERT KERZEN

KleinFilm

Pfarrei-Werbefilme
ab Fr. 800.–
Filmdossiers
Filmprojekte
mit Jugendlichen
lic. theol. Christoph Klein
071 750 06 24
www.KleinFilm.jimdo.com

Priester, CH, pensioniert, übernimmt Aushilfen.
Auch kurzfristige. Mitarbeit bis 60 Stellenprozent möglich.
079 791 04 41, SMS oder
Chiffre 31640/030,
LZ Fachverlag, Sihlbruggstrasse 105a, 6341 Baar.

Sehr günstig abzugeben:
Messgewänder – Tuniken
weiss, grün, rot, schwarz
Diverse weisse Alben
Ministranten-Chorhemdchen
Auskunft
Kath. Pfarreisekretariat, Altdorf
Tel. 041 874 70 40
info@kg-altdorf.ch

Katholische Kirche im Kanton Zürich

Ökumenische Seelsorge am Flughafen Zürich

Infolge Demission des derzeitigen Stelleninhabers sucht die Katholische Kirche im Kanton Zürich per 1. Oktober 2013 oder nach Vereinbarung eine/einen

Seelsorgerin/Seelsorger (100%)

als katholische/n Leiterin/Leiter (Co-Leitung) der ökumenischen Flughafenseelsorge in Zürich-Kloten.

Ihre Hauptaufgaben
- Seelsorgerliche Begleitung und Beratung von Menschen, die sich aus unterschiedlichen Gründen am Flughafen aufhalten (Reisende, Angestellte, Besucher usw.)
- Verantwortung für diakonische (z. B. Seelsorgegespräche, Notfallseelsorge, Care-Einsätze) und liturgische Dienste (z. B. Gottesdienstgestaltung, Mittagsgebete, Reisesegen, Trauerfeiern)
- Vertretung der Flughafenseelsorge nach aussen
- Ausbildung und Begleitung von Freiwilligen
- Administrative Führung der Flughafenseelsorge in Absprache mit dem reformierten Kollegen

Ihr Profil
- Hochschulabschluss in katholischer Theologie
- Praktische Erfahrung in der (Pfarrei-)Seelsorge
- Bereitschaft zur ökumenischen Zusammenarbeit
- Teamfähigkeit
- Fremdsprachenkenntnisse (insbesondere Englisch und Französisch)
- Ausbildung bzw. Weiterbildung in Führung von Seelsorgegesprächen
- Kenntnisse über Care-Organisationen
- Affinität zur Airline- und Reisebranche
- Erfahrungen in Öffentlichkeitsarbeit
- Organisationsgeschick
- Offenheit und Fähigkeit zu Kooperation und Vernetzung («Networking»)

Wir bieten
eine offene, herausfordernde Form von kirchlichem Dienst bzw. ökumenischer Seelsorge an einem speziellen Ort sowie zeitgemässe Anstellungsbedingungen nach der Anstellungsordnung der Römisch-katholischen Körperschaft des Kantons Zürich.

Weitere Auskünfte erteilt Ihnen gerne Markus Köferli, Bereichsleiter Spezialseelsorge (Tel. direkt 044 266 12 42, markus.koeferli@zh.kath.ch).

Ihre schriftliche Bewerbung mit den üblichen Unterlagen richten Sie bitte bis 31. August 2013 an die Katholische Kirche im Kanton Zürich, Synodalrat, persönlich z. H. Dr. Andreas Hubli, Bereichsleiter Personal, Hirschengraben 66, 8001 Zürich.

AZA 6002 LUZERN
1482
8702 / 83
Abtei
Kloster
8840 Einsiedeln
SKZ 33–34 15. 8. 2013